

Band 1230

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Traumdieb

Band 1230 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 € / Italien 1,70 €

Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



01230

4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1230

Der Traumdieb

»Okay, Sheila, machs gut. Bis zum nächsten Mal.«

»Klar. Und halte dich tapfer, Esther.«

»Werde ich machen.«

Sheila Conolly schlug die Wagentür zu und wartete, bis ihre Freundin losfuhr.

Beide Frauen hatten sich zu einem Essen getroffen. Erst als die Rücklichter verschwunden waren, drehte sich Sheila Conolly um. Bis zu ihrem Grundstück waren es nur wenige Schritte.

Da hörte sie die Schreie!

Sheila blieb so abrupt stehen, als wäre sie gegen das Gitter des Tors gelaufen. Die Schreie bildete sie sich nicht ein. Sie waren schrecklich. In der Stille klangen sie noch lauter, und sie schienen von allen Richtungen auf sie zuzudrängen.

Obwohl Sheila Conolly selbst nicht bedroht wurde, fühlte sie sich eingekesselt und umklammert. Die Schreie glichen einem akustischen Karussell, das sich immer wieder um die eigene Achse drehte und Sheila in den Mittelpunkt stellte. Sie fand auch nicht heraus, ob ein Mann oder eine Frau geschrien hatte. Anscheinend war sie die Einzige, die die Laute überhaupt vernommen hatte, denn aus den anderen Häusern kam niemand auf die Straße, um nachzuschauen. Entweder lagen die Bewohner allesamt in tiefen Träumen versunken oder sie wollten sich bewusst nicht um die Schreie kümmern, die plötzlich nicht mehr vorhanden waren.

Sheila Conolly stellte erst nach einigen Sekunden fest, dass es wieder still geworden war.

Niemand befand sich mehr im Freien. Die Zeiger der Uhr zeigten kurz vor Mitternacht an, und die Wohngegend lag in einen tiefen Schlaf eingehüllt.

Sheilas Blicke wanderten wieder durch den Vorgarten. Erste Dunstschleier trieben an den Lampen vorbei. Es war zudem schon sehr kalt geworden, denn der Herbst hatte seine Arme bereits sehr früh nach dem Land ausgestreckt. Noch hing das Laub an den Bäumen, aber es würde nicht lange dauern, bis die ersten Stürme die Blätter abgerissen und verweht hatten.

Sie hatte die Schreie gehört. Daran gab es nichts zu rütteln. Und sie wusste auch, dass sie von einer Person abgegeben worden waren und nicht von mehreren. Die Laute hatten die Stille brutal zerrissen, und Sheila versuchte, sich die Geräusche wieder ins Gedächtnis zu rufen, um möglicherweise herauszufinden, was sie wohl hätten bedeuten können.

Sie wusste ja, dass es verschiedene Arten von Schreien gab. Den freudigen Schrei, den ängstlichen, den überraschten, das

alles war möglich, zudem noch mit irgendwelchen Zwischen tönen versehen, aber die Schreie in dieser Nacht waren einfach nur schlimm und schrecklich gewesen, als hätte sich ein Mensch in sehr großer Not befunden. Einer, der durch einen anderen bedroht worden war, und bei dem es um Leben und Tod ging. Dann waren die Schreie plötzlich wieder verstummt. Wenn Sheila daran dachte, bekam sie eine neue Gänsehaut, denn sie konnte sich sehr gut vorstellen, dass dies durch ein äußeres Ereignis der Fall gewesen war, und das konnte auch mit dem Wort gewaltsam umschrieben werden.

Auch die Temperatur war gefallen. Unter zehn Grad. Und das im September. Einem Monat, in dem der Sommer ansonsten noch einmal bewies, wozu er in der Lage war und den Menschen sogar Badewetter beschert hatte. In diesem Jahr war alles anders. Da war der Herbst fast überfallartig gekommen und hatte die Menschen aus ihren spätsommerlichen Träumen gerissen.

Sheila Conolly wünschte es sich nicht, aber sie wartete darauf, dass sich die Schreie wiederholten und sie herausfinden konnte, aus welcher Richtung sie an ihre Ohren gedrungen waren. Da war mehr der Wunsch der Vater des Gedankens, denn es wiederholte sich kein Schrei. Die Stille blieb, die Kälte auch, und trotzdem verspürte sie irgendwo die Gewissheit, dass dies nicht alles gewesen sein konnte. Da steckte einfach mehr dahinter. Das spürte Sheila, und sie dachte natürlich sofort an ein Verbrechen. Dass jemand Angst gehabt hatte und umgebracht worden war. Die Schreie waren die letzten Äußerungen in seinem Leben gewesen. Danach war dann nichts mehr gekommen.

Sheila und ihre Freundin waren gemeinsam Essen gewesen. Später hatten sie sich regelrecht verquatscht, deshalb war es auch so spät geworden. Bill, ihr Mann, lag sicherlich im Bett und schlief oder hockte in seinem Zimmer und arbeitete noch.

Sheila wollte mit ihm sprechen. Es konnte ja sein, dass er eine

Idee hatte, wie man sich am besten verhielt. Sheila wollte die nächtlichen Schreie nicht auf sich beruhen lassen. »Sheila ...?«

Mit einem leisen Schrei auf den Lippen fuhr sie herum, als sie die Stimme aus den Sprechrillen hörte. Sie klang etwas verfremdet, dennoch hatte sie die Stimme ihres Mannes erkannt. »Bill...«

»He, was ist los mit dir?« »Du musst kommen.« »Ja, aber ...«

»Das erzähle ich dir alles später. Ich stehe vor dem Haus und brauche deinen Rat.«

»Das sehe ich auf dem Monitor. Ich habe mich schon gewundert, weil du so lange weggeblieben bist.« »Bitte, Bill, ich warte.« »Keine Sorge, ich komme.« Dann sagte Sheila etwas, worüber sie selbst nicht glücklich war, doch es blieb ihr keine andere Wahl. »Und bring bitte deine Waffe mit, Bill, bitte ...«

»Was sagst du da? Warum soll ich...«

»Ich weiß nicht. Ich fühle mich sicherer.«

Jetzt war Bill alarmiert. »Was ist denn los, Sheila? Geht es dir gut?«

»Ja, mir geht es gut. Mir ist auch nichts passiert, aber komm bitte schnell.« »Okay.« Sheila Conolly war froh, dass ihr Mann jetzt Bescheid wusste. Mit ihm an der Seite fühlte sie sich sicherer, auch wenn die Schreie nicht mehr zu hören waren.

Sie blieb am Tor stehen, während sie auf ihren Mann wartete und schaute sich so gut wie möglich um. In dieser Straße passierte nichts. Es war einfach zu spät. Die Menschen lagen längst in den Betten, und auch die Zeit der Gartenfeten war vorbei, da sich der Sommer verabschiedet hatte. So war die Stille präsent, und wenn noch Autos hierher fuhren, dann konnte man sie an einer Hand abzählen.

»Warum habe nur ich die Schreie gehört?«, flüsterte sie vor sich hin. »Sie waren doch laut genug, um andere Menschen aus dem Schlaf zu reißen. Warum hat keiner sein Haus verlassen?«

Sie fand keine Antworten auf ihre Fragen. Sie hätte auch ins Haus gehen und die Schreie vergessen können. Das genau

wollte sie nicht. Das ging gegen ihre Natur. Sie gehörte einfach zu den Menschen, die zu engagiert waren, um so etwas auf sich beruhen zu lassen. Sie war eine Frau, die helfen wollte und die auch nachforschte, um Gründe zu finden.

Die Kälte verdichtete sich. Der Dunst nahm zu. Das Pflaster der Straße glänzte feucht, und erste vom Wind abgerissene Blätter klebten darauf fest. Trotz des Mantels fror sie. Wahrscheinlich war das Material zu dünn, sie hatte das Kleidungsstück praktisch nur als Alibi mitgenommen. Das Essen war gut gewesen. Leicht und bekömmlich. Ebenso wie der Weißwein. Zwei Gläser hatte Sheila geleert und vor dem Essen noch einen Prosecco zu sich genommen.

Um diese Zeit ging auch niemand mit seinem Hund spazieren. Sheila fühlte sich wie eine einsame Wächterin, die allerdings nicht mehr lange einsam bleiben würde, denn vom Garten her näherten sich Schritte.

Bill hatte sich eine Lederjacke übergeworfen. Er eilte mit langen Schritten über den Weg hinweg und schloss das Tor manuell auf, das sich eigentlich auch per Fernbedienung bewegen ließ.

Sheila lächelte ihm entgegen.

Bill war froh darüber. Er blieb stehen und umarmte seine Frau kurz. »He, was ist denn los?«

»Jetzt ist alles okay.«

»Und zuvor?«

Sheila schaute die Straße entlang. »Ich habe Schreie gehört, Bill. Schreckliche Schreie. Aber ich habe nicht gesehen, wer sie ausgestoßen hat.«

»Äh ... war das alles?«

Sie schaute Bill an. »Moment mal. Reicht das nicht?«

»Ja, schon, aber wo ist die Person, die geschrien hat?«

Sheila zuckte mit den Schultern. »Ich habe keine Ahnung, Bill, überhaupt keine. Ich habe sie nicht gesehen. Ich kann nicht mal die Richtung bestimmten, aus der mich die Schreie

erwischt haben. Ich weiß nur, dass es eine Frau gewesen ist.«

»Das ist immerhin etwas und auch erklärlicher.«

»Wieso?«

»In der Regel sind es doch Frauen, die bedroht werden. Sei es von ihren eigenen Männern oder von anderen Personen. Die Gegend ist einsam. Außerdem ist hier schon genug geschehen. Da brauche ich nur an unseren Nachbarn denken und an die Sache mit dem Schamanen.« Bill schaute sich immer wieder um, aber auch er sah nur eine menschenleere Straße in einer Umgebung, in der sich nicht mal ein Tier bewegte. Die Umgebung war ausgestorben. Verlassen. Aber oft lauerte gerade hinter diesem Nichts eine große Gefahr, die sie beide finden mussten.

»Hast du denn nichts gehört, Bill?«

»Nein.«

»Das ist dumm.«

»Ich habe in meinem Arbeitszimmer gesessen und Musik über Kopfhörer gehört. Bis mir auffiel, dass es schon recht spät geworden war. Dann habe ich auf den Monitor geschaut und dich vor dem Tor stehen sehen. Deshalb habe ich dich auch angesprochen. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen.«

Sheila drückte seine Hand. »Ich bin ja so froh, dass du hier bist.«

Er lächelte sie an. »Okay, da wir dies geregelt haben, kannst du mir vielleicht sagen, welchen Plan du gefasst hast? Oder hast du dir überhaupt etwas vorgestellt?«

»Nein, das habe ich nicht, Bill. Zummindest nichts Konkretes. Aber ich will diese Schreie auch nicht auf sich beruhen lassen, das auf keinen Fall. Ich muss herausfinden, was passiert ist. Natürlich nur, wenn es möglich ist. Es kann ja sein, dass wir einen Hinweis finden. Dass jemand überfallen worden ist und jetzt irgendwo hilflos liegt.«

Sie hatte Bill überzeugt. Trotzdem blickte er sich skeptisch um. »Wenn du wenigstens sagen könntest, in welche Richtung

wir gehen müssen, dann wäre viel gewonnen.«

Sheila überlegte noch. Sie war sich nicht sicher, doch als sie mit den Fingern schnickte, da wusste Bill, dass ihr etwas eingefallen war. »Wenn mich nicht alles täuscht, dann müssen wir von hier aus nach rechts gehen. Ich glaube eher, dass die Schreie von dort erklungen sind. Da bin ich mir jetzt fast sicher.«

»Dann lass uns gehen.«

Sheila nickte. Sie blieb dicht bei ihrem Mann. Hätte man sie nach ihren Gefühlen gefragt, dann hätte sie alles andere als eine positive Antwort geben können...

Irgendwo hatte Bill Conolly mitgedacht und eine Stablampe mitgenommen, die in der rechten Außentasche seiner neuen Lederjacke steckte.

Bill schaltete seine Lampe ein. Er leuchtete so gut wie möglich in die Gärten hinein. Der kalte Strahl fand immer wieder Lücken, durch die er dringen konnte, aber auch jetzt war niemand zu sehen. Keiner hatte sich dort versteckt, und auch auf der Straße malte sich keine Gestalt ab.

Nichts war zu machen. Nur stellte der Reporter keine Fragen. Er kannte Sheila. Der Schrei oder die Schreie hatte sie sich bestimmt nicht eingebildet.

Das Ende der Straße war bald erreicht. Es malte sich bereits die Kreuzung ab, auf die sie zugingen.

Noch zwei Häuser standen an der rechten Seite. Inzwischen hatte Bill die Seite gewechselt und leuchtete durch die breiten Lücken eines verrosteten Gitters. Das Haus auf dem Grundstück stand schon seit einigen Monaten leer, das wussten die Conollys. Die Besitzer waren verstorben, und zwischen den Erben tobte ein Streit um den Verkauf des Hauses und des recht großen Grundstücks.

Beide hatten eigentlich auf der anderen Seite zurückgehen wollen, aber Bill hatte es nicht ausgehalten. Er ging langsam an dem Grundstück vorbei, und der helle Strahl der Lampe strich über den Boden hinweg. Jenseits des Zaunes malte er helle Flecken auf den mit Gras bewachsenen Untergrund.

Plötzlich blieb er stehen.

Auch Sheila stoppte, denn sie hatte ihren Mann nicht aus den Augen gelassen. »Ist da was?«, rief sie halblaut über die Straße hinweg.

»Komm mal her.«

Mit schnellen Schritten überquerte Sheila die Straße und blieb neben ihrem Mann stehen.

»Hast du was gesehen?«

»Ich glaube ...«

»Und? Was war es?«

Er gab keine Antwort und legte stattdessen einen Finger gegen die Lippen.

Sheila verstand. Sie hielt in den nächsten Sekunden den Mund. Bisher hatten sie so gut wie keine Geräusche gehört. Das änderte sich jetzt, als sie in die Stille hineinlauschten und beide einen Laut hörten, der ihnen gar nicht passte.

Hinter dem Zaun musste jemand im Dunkeln sitzen und weinen oder auch stöhnen. Das Geräusch war deutlich zu hören. In ihm lag einiges von der Qual, den die andere Person empfand. Nur waren es keine Schreie, sondern ein anderer Ausdruck der Verzweiflung.

»Das muss sie sein, Bill.«

»Denke ich auch.«

Sheila schaute an dem Gitter hoch. »Und was machen wir jetzt? Wir müssen ihr helfen.«

Der Reporter nickte. »Wenn sie auf das Grundstück gelangt ist, werde ich es auch können.«

Bill schaute sich noch um, ob er unbeobachtet war, aber es war niemand zu sehen. Die Menschen hier schliefen weiterhin

den Schlaf der Gerechten oder Ungerechten, so genau war das nie zu erforschen. Die Lampe steckte der Reporter wieder in die Tasche. Angeschaut hatte er sich die Gitter schon. Sie waren mit einer kniehohen Mauer verbunden, in der sie einen entsprechenden Halt gefunden hatten. Am oberen Ende wurden aus ihnen leicht angerostete Pfeilspitzen, an denen man sich leicht verletzen konnte.

Nicht Bill. Er fand eine Lücke, er schaffte es auch, sich abzustemmen, dann drückte Sheila noch gegen sein Hinterteil, sodass Bill seinen Fuß auf eine oben verlaufende Querstrebe stellen und sich abstützen konnte. Der anschließende Sprung brachte ihn auf die andere Seite, wo er sich drehte und Sheila beruhigend zunickte.

Die Lampe schaltete er nicht ein, weil er nicht wie ein Dieb über das Grundstück gehen wollte. Er nutzte den Schutz der Nacht aus und auch den der Büsche, die an einigen Stellen Schulterhoch wuchsen und wie dunkle Inseln aussahen.

Das Haus ragte hoch vor ihm in den Nachthimmel. Es war im viktorianischen Stil erbaut worden. Aber irgendwo schien der Architekt einen schlechten Tag gehabt zu haben, nach Bills Geschmack hatte er die Proportionen nicht richtig eingeordnet. Das Haus sah zu klein und irgendwie gedrängt aus. Dafür war es stärker in die Höhe gebaut worden, und auf dem Dach drängten sich mehrere Gauben übereinander zusammen.

Auf dem weichen Untergrund fiel es dem Reporter leicht, leise aufzutreten. Er hatte sich nicht geirrt, denn das Weinen war ebenso an seine Ohren geklungen wie die Schreie an die seiner Frau Sheila.

Er suchte nach der Person. Sie hatte alle Chancen, sich zu verstecken, weil es auf dem Grundstück genügend Möglichkeiten gab.

Er blieb stehen, als er eine alte Kiefer erreicht hatte. Zurück schaute er nicht, denn jetzt ließ sich die Hauswand gut beobachten. Es war die Rückseite, unterbrochen von zahlreichen

Fenstern, hinter denen aber kein Lichtschimmer zu sehen war.

Leere Häuser, das wusste Bill, waren immer Anziehungspunkte für lichtscheues Gesindel. Bill Conolly vermutete, dass es auch hier der Fall war, dass sich möglicherweise die Mitglieder einer Bande eingenistet hatten.

Drogen, Alkohol, Exzesse, das alles zog er in Betracht. Schob es allerdings wieder von sich, weil er nichts mehr hörte. Außerdem hatte er nur einmal dieses leise Weinen oder Stöhnen vernommen.

Die andere Person meldete sich nicht. Bill war davon überzeugt, dass sie ihn gesehen hatte, aber sie hielt sich zurück. Nachdem er zwei Minuten in der Stille gestanden und sich nicht gerührt hatte, griff er wieder zur Lampe und schaltete sie ein.

Er wollte es jetzt genau wissen. Ein kalter Lichtfinger strich durch die Dunkelheit und malte sich als Kreis auf der Hausmauer ab, an der Pflanzen in die Höhe rankten wie ein riesiges Gewürm, das irgendwann mal das Dach erreichen wollte.

Bill ließ den hellen Kreis von links nach rechts wandern. Er suchte etwas, er wollte die Gestalt herausfordern, falls sie noch da war.

Sie war da!

Plötzlich hatte Bill sie im Licht. Sie stand und hatte ihren Rücken gegen die Wand gedrückt. Die Arme waren gespreizt. Das Gesicht sah bleich und verquollen aus. Es wurde von dunklen Haaren umrahmt, deren Strähnen wie Spitzen in die Augen fielen.

Das war sie!

Bill ging näher.

Das Licht hatte die Frau aufgeschreckt, und er hörte wieder ihr heftiges Atmen. Zwischen den einzelnen Stößen schnappte sie immer wieder hektisch nach Luft. Auf Bill machte sie zudem den Eindruck, als wollte sie jeden Moment zur Seite springen, sich das aber noch nicht traute.

Sie hatte einen Mantel über ein zweiteiliges Kleidungsstück gestreift, das dem Reporter vorkam wie ein Schlafanzug. Wenn es stimmte, musste sie aus dem Bett und dem Schlafzimmer geflohen sein, um in die Kälte der Nacht zu laufen.

Bill versuchte, die Frau nicht zu blenden. Als er nahe genug heran war, sprach er sie an.

»Bitte, Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen.«

Die Unbekannte sagte nichts. Aber sie hatte Bill gesehen, und ihr Atem ging plötzlich heftiger. Jetzt bewegten sich auch die Augen in ihrem Gesicht. Es war zu erkennen, dass sie nach einem Ausweg suchte, aber der Mann mit dem Licht kam immer näher.

»Ich werde Sie ins Warme bringen. Auch meine Frau wird sich um Sie kümmern, Madam. Es ist alles okay und ...«

Bills beruhigende Sätze brachten nichts. Sie rannte plötzlich weg. Zuerst knickte sie in den Knien ein. Im rechten Knie mehr als im linken, und das war so etwas wie eine Startposition gewesen. Allerdings hatte sie nicht mehr an den feuchten Boden gedacht, der an einer Stelle glatt wie Eis geworden war.

Bill sah noch, dass sie einen langen, zu langen Schritt nach vorn machte, dann war es vorbei. Sie rutschte aus, ihr Körper streckte sich, an der Hausmauer fand sie auch keinen Halt, und einen Moment später lag sie am Boden.

Es dauerte nur zwei Atemzüge, dann hatte Bill die Frau erreicht, die sich nicht mehr bewegte und auf dem Bauch lag. Sie hatte die Arme nach vorn gestreckt, wie jemand, der noch im Fallen versucht hat, einen Halt zu finden, es jedoch nicht mehr geschafft hatte.

Bill leuchtete sie an, weil er sehen wollte, ob sie sich verletzt hatte. Zum Glück war keine Verletzung zu erkennen.

Er hörte sie wieder jammern und wusste nicht, ob dieses Geräusch aus Schmerzen geboren war oder nicht. Sie lag einfach nur da und wollte sich auch nicht bewegen.

Bill kniete neben ihr. »Bitte, Madam, es ist alles okay. Sie brauchen sich keine Sorgen mehr zu machen.« Als sie nicht reagierte, gab Bill trotzdem nicht auf. Er sprach noch eine Weile auf sie ein, dann hob er sie an, was sie sich auch gefallen ließ.

Wenig später lag sie wie eine Puppe auf seinen Armen. Sie hatte sich steif gemacht, aber sie schaffte es dann auch, die Beine zu bewegen, nur allein konnte sie nicht gehen, da war sie einfach zu schwach.

Sheila wartete vor dem Zaun. Aber sie hatte inzwischen ein kleines Tor am Rand des Grundstücks gefunden und hatte es auch geschafft, es zu öffnen.

»Was ist mit ihr, Bill?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Wir bringen sie am besten zu uns.«

»Das hatte ich mir auch gedacht.« Bill stützte die fremde Frau auch weiterhin, aber er merkte schon jetzt, dass sich ihr Zustand verbesserte und sie sich erholte. Sie atmete nicht mehr so unregelmäßig, sondern beinahe schon normal, und als die beiden das offene Tor erreicht hatten, da stemmte sie sich gegen die Laufrichtung und blieb stehen.

Auch Bill Conolly musste stoppen. Er und Sheila hörten das Stöhnen der Unbekannten. Erst danach sprach sie den ersten Satz, und die Worte überraschten beide Conollys.

»Man hat mir meine Träume gestohlen ...«

Sie hatten die Frau in ihr Haus gebracht, und Sheila hatte ihr einen Tee gekocht, der die Kälte aus den Gliedern vertrieb. Die Frau hatte ihn auch dankend angenommen. Sie saß jetzt in einem Sessel, umgeben von gedämpftem Licht, schaute ins Leere und nippte hin und wieder an ihrem Tee.

Die Conollys hatten ihr noch keine weiteren Fragen gestellt,

und sie wussten nicht mal den Namen der Frau, die ihre Tasse bis zum Grund leer trank und sie dann zur Seite stellte.

Sheila und Bill hatten sich zu ihr gesetzt, aber sie saßen so, dass es nicht wie ein Verhör wirkte, sondern mehr das Bild einer gemütlichen Plauderstunde abgab.

Allmählich war auch wieder Farbe in das bleiche Gesicht zurückgekehrt. Die Frau mochte knapp über 30 sein. Ihr Haar war dicht und schwarz. Das Gesicht hatte eine rundliche Form. Eine kleine Nase malte sich über der vollen Oberlippe ab, und das Kinn war ebenfalls sehr weich gezeichnet.

Sie trug noch ihren Mantel, der vorn offen stand. Am Stoff klebten einige Blätter und Halme, und an den Innenseiten der Ärmel zeichnete sich der weiche Lehm des Bodens ab, der ebenfalls an den Schuhen klebte. Unter dem Mantel war tatsächlich der Schlafanzug zu sehen. Hose und Oberteil bestanden aus einem recht dicken Stoff, der hellblau gefärbt war.

Die Wärme, der Tee und die Umgebung hatten der Frau gut getan. Die große Furcht war aus ihren dunklen Augen verschwunden, aber die Unsicherheit blieb bestehen. Ihr Blick irrte immer wieder hin und her, als drohe ihr Gefahr, aber das war nicht der Fall. Hier befand sie sich in Sicherheit.

»Möchten Sie noch eine frische Tasse Tee?«, erkundigte sich Sheila mit weicher Stimme.

»Nein, das möchte ich nicht. Danke sehr.«

»Okay.« Sie behielt ihr Lächeln bei, als sie fragte: »Dürfen wir denn Ihren Namen erfahren?«

»Ja, gern. Ich heiße Cora Atkins.«

»Sehr gut.«

»Warum?«

»Dann ist man sich nicht mehr fremd, wenn man sich unterhält. Ich heiße übrigens Sheila Conolly, und der Mensch, der neben Ihnen sitzt, ist mein Mann Bill.«

»Ja, sehr nett.«

Bill schlug ein Bein über das andere und drehte der Frau seinen Kopf zu. »Bitte, Cora, ich weiß ja nicht, was passiert ist, und kann nur von den Folgen eines Ereignisses sprechen. Aber kann es sein, dass sie laut geschrien haben?«

Auf der Stirn bewegte sich die Haut. Sie senkte auch den Blick und nickte dabei. »Ja, ich habe geschrien. Ich bin weggelaufen und habe einfach nur geschrien.«

»Aus dem Haus weg, in dessen Garten wir Sie gefunden haben?«

»Nein, nein woanders.«

»Dann wohnen Sie gar nicht dort?«

»Das ist richtig.«

»Wo dann?«

»Ein paar Straßen weiter. In den neuen Häusern mit den langen Balkonen davor.«

Mehr brauchte sie über diesen Wohnort nicht zu sagen. Die Conollys kannten die Häuser. Sie waren erst in den letzten beiden Monaten errichtet worden. Wer hier wohnte, der musste schon einen gewissen Verdienst aufweisen können, denn die Mieten waren recht hoch. Die Häuser standen auf einem großen Grundstück, auf dem nach dem Bezug der Wohnungen neue Bäume angepflanzt worden waren.

»Aus einer dieser Wohnungen sind Sie weggelaufen. Stimmt das?«, erkundigte sich Bill.

»Das bin ich.«

»Warum?«

Nach dieser Frage erhielten die beiden Conollys noch nicht sofort die Antwort. Cora Atkins schaute zuerst Sheila an, dann Bill. Anschließend wiederholte sie den Satz, den sie schon am Tor gesagt hatte. »Man hat mir meine Träume gestohlen. Ja, man hat sie mir gestohlen. Man hat sie mir weggenommen, einfach so. Ich kann nicht mehr träumen, es geht nicht mehr.« Sie schüttelte den Kopf. Ihr Blick wurde wieder leer oder nach innen gerichtet. »Meine Träume sind weg ...«

Die Conollys schauten sich an. Sheila nagte dabei an ihrer Unterlippe. Auch sie wollte Fragen stellen, doch sie überließ es ihrem Mann und nickte ihm zu.

»Gut«, sprach Bill mit leiser Stimme, »wenn Ihnen die Träume gestohlen worden sind, Cora, dann muss es auch jemanden geben, der dies getan hat. Gewissermaßen einen Traumdieb. Ist das der Fall? Liege ich damit richtig?«

Cora tat nichts. Es war ihr auch nicht anzusehen, ob sie vielleicht überlegte. Stattdessen sagte sie: »Sie sind weg. Sie sind einfach weg, verstehen Sie?«

»Ja, das ist richtig«, bestätigte Bill. »Aber es muss jemand geben, der Ihnen die Träume gestohlen hat. Können Sie uns darüber etwas sagen, denn wir wollen Ihnen doch helfen.«

»Es war der Dieb. Es war der Dämon, der mir meine Träume einfach genommen hat...«

Diese Antwort elektrisierte die Conollys. Beide schraken zusammen, denn mit einer derartigen Wendung hatten sie beim besten Willen nicht gerechnet. Es war ein Begriff gefallen, der sie besonders betroffen gemacht hatte.

Dämon!

Cora Atkins hatte von einem Dämon gesprochen. Der Begriff konnte weit gefasst werden, darüber wollten die Conollys jetzt nicht nachdenken, denn sie hatten auf diesem Gebiet bereits Erfahrungen genug gesammelt. Für sie war es von Bedeutung, dass dieser allgemeine Begriff personifiziert wurde, und deshalb stellte Bill eine diesbezügliche Frage.

»Welcher Dämon hat Ihnen die Träume gestohlen?«

Cora Atkins hob den Kopf. Sie starrte Bill ins Gesicht. Dann zuckte sie die Achseln.

»Sie kennen ihn nicht?«

»Er ist da.«

»Ja, das können wir uns vorstellen. Wenn Ihnen jemand die Träume gestohlen hat, dann muss es auch einen Dieb geben. Aber selbst Traumdiebe haben einen Namen.«

»Ich weiß es nicht.«

»Erscheint er Ihnen im Traum?«, fragte Sheila.

Coras Gesicht verzerrte sich in die Breite. Weit riss sie ihre Augen auf. »Ich weiß es doch nicht!«, brüllte sie. »Ich kann es nicht sagen. Ich habe keine Ahnung. Ich weiß es wirklich nicht. Er ist aber da ...!« Vor ihren Lippen sprühte der Speichel. Es war ein kleines Wunder, dass sie noch auf dem Stuhl sitzen blieb, aber dann sackte sie innerlich zusammen, und auch nach außen hin behielt sie die Haltung nicht mehr bei, denn ihr Kopf sank nach vorn, bis sie mit dem Kinn ihre Brust berührte.

Sheila blies die Luft aus, bevor sie Bill zuflüsterte: »Das sieht ernster aus, als ich gedacht habe.«

»Richtig.«

»Kennst du einen Dämon, der Träume stiehlt?«

Sheila wusste nicht, weshalb ihr Mann plötzlich lächelte, aber sie erfuhr es sehr bald. »Kennst du den Film >Nightmare on Elm Street<?«

»Den mit Freddy Krüger?« »Ja, genau mit ihm. Er hat den Menschen auch die Träume gestohlen und sich selbst hineingeschlichen. Weil man ihnen die Träume nahm, sind sie wahnsinnig geworden.« Bill wiegte den Kopf. »Ich befürchte, dass dies hier auch der Fall sein könnte. Dass ein Dämon in die Träume der Frau hineingelangt ist, aus welchen Motiven auch immer. Nur waren es bei Freddy wohl mehr Teenager.«

»Und er hat sich ihnen gezeigt«, sagte Sheila.

»Das ist wahr.«

»Müssen wir davon ausgehen, dass auch Cora diesen Traumdieb gesehen hat?«

»Ich denke schon«, erklärte Bill. »Nur hat sie eine so höllische Angst vor ihm, dass sie es einfach nicht wagt, ihn zu beschreiben. Oder es auch gar nicht will oder kann. Ich denke, wir werden da noch sehr tief bohren müssen.«

»Wir?«, dehnte Sheila und runzelte dabei die Stirn. »Meinst du, dass es unsere Aufgabe sein wird?« »Ja. Warum nicht?«

»Das ist eher eine Sache für die Polizei, und zwar für unseren Freund John Sinclair.«

Daran hatte Bill bereits eine Weile gedacht, es aber nicht ausgesprochen. Er gab Sheila durch sein Nicken Recht und wandte sich wieder an Cora Atkins.

»Wollen Sie uns sagen, was in dieser Nacht passiert ist?«, fragte er leise.

Sie ruckte hoch, als hätte sie sich erschreckt. »Bitte, was soll ich sagen?«

»Was passiert ist. Weshalb Sie ihre Wohnung verlassen haben. Es muss einen Grund ...«

»Er war da!«, erklärte sie hastig.

»Der Traumdieb?«

»Ja, ja ...«

»Wie sah er aus?«

Ihre Augen weiteten sich. Der Blick erhielt trotzdem eine Leere, als wäre alles Leben aus den Augen gewichen. Sie zog ihre Schultern hoch wie jemand, der friert. Die Lippen zitterten, und dann drehte sie ihren Kopf wie jemand, der etwas Bestimmtes in der Nähe sucht. Der Traumdieb war es bestimmt nicht.

»Er kam über mich. Er war so dunkel. Ganz schwarz. Er war ohne Licht. Ein Monster.«

»Und was geschah dann?«

»Hat er mich gehabt.«

»Er hat Ihnen den Traum entrissen.«

»Ja, wieder mal.«

Sheila mischte sich ein. »War es denn ein schöner oder ein angenehmer Traum?«

Cora Atkins musste überlegen. Die Conollys erkannten, dass es bei ihr nicht gespielt war. Sie hielt den Kopf gesenkt, schaute auf ihre Knie, furchte die Stirn. Dann führte sie die Hände zusammen, die sie zuvor noch geschlossen gehalten hatte. Sie hakte die Finger ineinander. Die innere Nervosität

machte sich äußerlich bemerkbar, und als sie dann sprach, hatte ihre Stimme einen anderen Klang bekommen und erinnerte mehr an die eines trotzigen Kindes.

»Ja, es war ein schöner Traum. Ich fing gerade an. So ein wunderbarer Sommer. Eine Wiese. Blauer Himmel. Menschen, die sich freuten, die auch tanzten, aber dann war er weg. Ganz plötzlich. Da bin ich beraubt worden. Der Traum wurde gestohlen. So einfach war das, und auch so schlimm. Einfach weggenommen.« Zum Abschluss nickte sie und deutete damit an, dass sie nichts mehr sagen wollte.

»Ging es denn weiter?«, erkundigte sich Sheila. »Sie haben ja Ihre Wohnung verlassen, Cora und ...«

»Ich war so sauer und wütend. Wieder war ein Traum weg. Ich habe alles gehasst. Auch Menschen. Auch den Traumdieb. Ich wollte ihn nicht sehen. Ich bin geflohen. Ich musste, nein ... ich ... ich ...« Es fiel ihr nichts mehr ein. Die Stimme hatte sich immer mehr gesteigert, dann sackte sie zusammen und schwankte dabei, sodass die Conollys befürchteten, sie würde vom Sessel kippen, aber Cora Atkins fing sich wieder. Sie hob den Kopf. Nur in ihrem Gesicht war noch der leidende Ausdruck vorhanden, der auch während ihrer mit Emotionen gefüllten Erzählung zu sehen gewesen war.

»Was sagst du, Bill?«

»Erst mal nichts.«

»Aber du gibst zu, dass wir hier ein Problem haben.«

»Und kein kleines.«

»Eben, Bill.«

Cora Atkins saß vor ihnen und strich durch ihr Gesicht. Nicht einfach so, nein, sie knetete die Haut regelrecht, als wollte sie für eine bessere Durchblutung sorgen. Um Sheila und Bill kümmerte sie sich nicht, aber sie drehte sich im Sessel sitzend, und man konnte den Eindruck gewinnen, als hätte sie erst jetzt das Zimmer betreten, so fremd musste ihr das alles vorkommen.

»Wir möchten Ihnen gern helfen«, schlug Sheila vor. »Aber dabei müssen Sie uns unterstützen, Cora.«

»Nein, nein, ich brauche keine Hilfe.« Plötzlich stand sie auf und blieb vor dem Sessel stehen. »Ich will nicht, dass mir geholfen wird. Ich komme schon allein mit mir zurecht.« Sie leckte über ihre Lippen und feuchtete sie so an. »Ich will nicht, ich will - ja, ich will wieder nach Hause. Ich will einfach weg von hier. Ich kann ja nicht bei Ihnen bleiben. Ich will wieder zurück in meine Wohnung. Bitte ...«

»Gut«, sagte Bill und erhob sich ebenfalls. »Das ist kein Problem. Allerdings werden Sie verstehen, dass wir Sie in Ihrem Zustand nicht allein gehen lassen können. Wir werden Sie begleiten und uns davon überzeugen, dass Sie in der Wohnung die nötige Ruhe finden. Vielleicht möchten Sie sich wieder hinlegen und ...«

»Warum wollen Sie mitkommen?«, wurde Bill mitten im Satz unterbrochen.

»Das habe ich Ihnen soeben erklärt. Ich halte es wirklich für besser.«

Cora Atkins senkte den Kopf. Sie schaute auf ihre lehmverschmierten Schuhe, und als sie endlich die passenden Worte gefunden hatte, da fragte sie: »Wollt ihr den Traumdieb sehen?«

»Das wäre nicht schlecht«, gab Bill zu.

»Aber es ist unmöglich!«, fuhr sie ihn an. »Nein, nein, das geht nicht. Den Traumdieb kann nicht jeder sehen. Er ist nicht gleich. Er wird sich nur um bestimmte Personen kümmern.«

»Wissen Sie das genau?«

»Ja.«

»Woher?«

»Ich weiß es eben.«

»Lass es gut sein Bill«, sagte Sheila. »Es ist einfach zu viel auf einmal auf sie eingestürmt. Wir sollten langsam darangehen, wenn wir uns um die Hintergründe kümmern wollen.«

Alles andere müssen wir zunächst zur Seite stellen.«

»Wie du meinst. Aber allein lasse ich Cora nicht gehen.«

»Das versteht sich.«

Keiner von ihnen saß mehr. Cora stand vor ihrem Sessel und schaute sich im Zimmer um, als suchte sie einen imaginären Feind.

»Ein schönes Haus haben Sie.«

»Danke«, sagte Sheila.

»Tom und ich hätten auch gern so ein Haus. Aber es hat bisher finanziell nicht gereicht.«

Sheila war erstaunt und hob ihre Augenbrauen an. »Wer, bitte, ist denn Tom?«

»Mein Mann.«

»Ah ja ...«, flüsterte sie. »Tom ist Ihr Mann. Ich denke mal, dass er dann auch in Ihrer Wohnung lebt. Oder sind Sie ein Paar, das getrennte Wohnungen hat?«

»Nein, haben wir nicht.«

»Und wo ist Tom jetzt?«

»Keine Ahnung.«

Sheila war mit der Antwort nicht zufrieden. Sie nahm sie zunächst hin und sagte nichts mehr.

Bill stand schon an der Tür. Auch er hatte alles mitbekommen und blickte seine Frau bedeutungsvoll an. Für beide stand fest, dass der Fall Cora Atkins noch lange nicht erledigt war. Er stand erst am Beginn und würde noch Kreise ziehen.

Cora ging als Erste auf die offene Tür zu. Sie hatte dabei ihre Hände gegen die Kopfseiten gedrückt, schaute zu Boden und flüsterte immer das Gleiche.

»Er macht mich wahnsinnig. Er bringt mich noch um. Der Traumdieb macht mich wahnsinnig ...«

Obwohl die Strecke nicht besonders lang war, hatten sie sich

entschlossen, mit dem Auto zu fahren und waren in Sheilas Golf gestiegen. Beide Frauen saßen im Fond. Sheila wollte Cora immer beobachten können, aber sie verhielt sich ruhig.

Den Kopf hatte sie nach hinten gedrückt, die Augen geschlossen, und auch ihre Lippen lagen aufeinander, als wollte sie so dokumentieren, dass sie kein Wort mehr sagen würde.

Sheila wurde aus ihr nicht schlau. Was entsprach der Wahrheit, und was einer gewissen Einbildung? Sie hatte einfach keine Ahnung, und sie war zudem psychologisch nicht so gut geschult, als dass sie aus dem Handgelenk weg eine Seelenbetreuerin hätte spielen können. Aber sie wusste auch, dass Menschen träumen mussten, um Dinge zu verarbeiten, die sie quälten. Träume waren auch so etwas wie eine Reinigung des Unterbewusstseins. Wenn das nicht eintrat, konnte ein Mensch tatsächlich verrückt werden und durchdrehen.

Doch wer stahl Träume?

War es tatsächlich eine Gestalt wie damals Freddy Krüger, der dann tatsächlich auch erschienen war?

Noch wollte Sheila nicht daran glauben. Aber sie warf den Gedanken auch nicht von sich. Dazu hatten sie und ihr Mann in all den Jahren schon zu viel erlebt und durchgemacht.

Bill war wirklich nur um ein paar Ecken gefahren, dann hatten sie das Neubaugebiet erreicht. Hier bekam die Gegend auch ein anderes Gesicht. Es gab die alten und älteren Häuser in den großen Parks nicht mehr, dafür hatte man neues Bauland geschaffen und es mit mehr oder minder kleinen Wohneinheiten bestückt.

Von der normalen Fahrbahn führte eine Stichstraße ab, die bei den Häusern und auch bei den dazugehörigen Parkplätzen endete. Man hatte Grün angepflanzt, dessen Farbe allerdings von der Dunkelheit verschluckt wurde. Daran änderten auch die wenigen Kugelleuchten nichts, die künstliche Vollmonde bildeten.

Cora hatte ihnen erklärt, dass sie vor dem Haus einen Park-

platz finden würden. So war es denn auch. Als Bill den Golf stoppte, fiel das Licht einer Außenleuchte auf die Motorhaube. Sie stiegen aus.

Bill warf einen schnellen Blick an der Fassade hoch, deren breite Balkone tatsächlich verschieden farbige Abdeckungen besaßen.

Sheila war bei Cora Atkins geblieben, die schon auf die Haustür zuging. »Wo wohnen Sie, bitte?«

»Unten.«

»Gut, dann bringen wir Sie noch in Ihre Wohnung und schauen nach, ob alles in Ordnung ist.«

Das wollte Cora nicht. Sie blieb dicht vor einer breiten, zur Haustür gehörenden Trittfäche stehen und senkte den Kopf. »Nein, das ist nicht nötig. Ich habe es ja nicht weit. Sie ... Sie ... haben sich schon genug engagiert.«

»Es macht uns aber nichts aus«, sagte Bill. »Vielleicht können wir auch mit Ihrem Mann sprechen.«

»Mit Tom?«

»Warum nicht?«

»Hm - ich ... ich ... weiß nicht«, sagte sie sehr langsam und betont, »aber das wird wohl nicht gehen.«

Bill ließ nicht locker. »Ich weiß, dass die Zeit nicht eben optimal ist, aber...«

»Das hat damit nichts zu tun.«

»Was ist dann für ein Grund vorhanden?«

Cora Atkins musste sehr tief einatmen. »Ich kann es euch auch nicht genau sagen, weil ich es vergessen habe. Sie sollten sich die Mühe wirklich nicht machen.«

Bill blieb hart. »Die machen wir uns gern.«

»Na ja, wenn Sie wollen.« Cora suchte in der Manteltasche nach den Schlüsseln, und Bill trat einen kleinen Schritt zurück, um bei Sheila zu sein.

Er wartete, bis der schmale Schlüssel im Schloss steckte und sprach seine Frau im Flüsterton an. »Ich verstehe das nicht,

Sheila, aber mir kommt es vor, als hätte sie etwas zu verbergen. Du kannst mich auslachen, aber so scheint es zu sein.«

»Keine Sorge, ich lache nicht, denn ich denke ähnlich wie du. Aber wenn sie tatsächlich etwas zu verbergen hat, dann weiß sie es möglicherweise selbst nicht. Dann ist alles aus ihrem Gedächtnis gestrichen worden. So könnte es sein.«

»Mit anderen Worten, Sheila, wir müssen uns darauf einstellen, noch die eine oder andere Überraschung zu erleben.«

»Das ist zwar weit vorausgedacht, aber nicht falsch, denke ich mal. Wir sind noch nicht am Ende des Regenbogens angelangt.«

In der Zwischenzeit hatte Cora Atkins die Haustür aufgeschlossen und stieß sie nach innen. Cora ging als Erste, und sie traf auch keine Anstalten, den Conollys die Tür aufzuhalten. Wäre Bill nicht so schnell gewesen, dann wäre sie wieder vor seiner Nase zugeschlagen. So aber konnte er sie im letzten Moment mit dem hochkant gestellten Fuß stoppen und sie auch für seine Frau Sheila aufhalten.

Cora Atkins war schon vorgegangen. Sie musste eine Treppe aus vier Stufen hinter sich lassen, sich dann nach rechts wenden, um auf eine der beiden Türen zuzugehen. Das Licht hatte sie eingeschaltet. Es war nicht so hell, wie man es sich eigentlich hätte vorstellen können, aber es wurde von dem hellen Steinboden reflektiert.

Auch die Wohnungstür öffnete sie. Verschlossen war sie nicht, eine halbe Umdrehung des Schlüssels reichte aus.

Noch bevor sie einen Schritt über die Schwelle gesetzt hatte, rief sie den Namen ihres Mannes.

»Tom? Tom, hörst du?«

Tom hörte nichts. In der Wohnung blieb es still, aber nicht mehr dunkel, denn Cora hatte das Licht eingeschaltet und damit einen Zentralschalter aktiviert, denn die eintretenden Conollys sahen, dass in allen Räumen die Lampen ihren hellen Schein abgaben. Zum Teil standen die Türen offen, und wenn

nicht, dann fiel das Licht als Streifen unter den Türritzen hervor.

Hinter Cora betraten sie den recht breiten Flur, an dessen rechter Wand ein Spiegel hing. Er gehörte zu einer hellen Garderobe, auf der auch eine kunstvoll geblasene Vase stand, in der eine künstliche gelbe Rose stand.

Es war geräumig genug, damit sich auch mehrere Menschen zugleich ihrer Garderobe entledigen konnten, und Cora benahm sich so, als wäre nichts passiert. Sie streifte den Mantel ab und hängte ihn an einen gekrümmten Messinghaken.

Dann schaute sie Sheila an. »Ich weiß es auch nicht, aber Tom ist wohl nicht da.«

»Wo könnte er denn sein?«

»Keine Ahnung.«

Sheila kam die Sache suspekt vor, deshalb blieb sie bei dem Thema hängen. »Ist es schon öfter passiert, dass er mitten in der Nacht verschwindet und erst am Morgen zurückkehrt?«

»Ja. Er muss ja arbeiten.«

»Wo?«

»Auf dem Airport. Tom ist Fluglotse. Da hat er auch Nachschicht. Ich möchte seinen Job nicht machen.«

Es schien sich ja alles aufzuklären, dennoch fragte Sheila noch mal nach. »Auch in dieser Nacht?«

»Nein, eigentlich nicht. Und er ist auch nicht angerufen worden, weil ein Kollege erkrankt ist. Seltsam, aber ich kann es euch auch nicht so richtig erklären.«

Bill hatte mittlerweile zwei Türen ganz aufgestoßen. Der erste Blick war in das geräumige Wohnzimmer gefallen, in dem ebenfalls helle Möbel überwogen, aber eine kalte Atmosphäre schufen, weil doch die Farbkleckser fehlten. Selbst die Metallfüße des Glastisches konnten daran nichts ändern, auch wenn sie dunkel waren. Hinter der zweiten Tür lag die Küche, klein und quadratisch. Kein Raum, um nebenbei noch ein Tänzchen durchzuführen. Bevor Bill die dritte Tür aufstieß, schaute er die

beiden Frauen an. Er hatte das Gespräch zwischen ihnen gehört und wunderte sich darüber.

»Wie war es denn, als Sie das Haus verließen, Cora? Ist Tom da noch bei Ihnen gewesen?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Sie haben im Bett gelegen, nicht?«

»Ja.«

»Tom auch?«

Sie atmete mühsam ein und suchte nach Worten. »Ich habe doch geträumt«, flüsterte sie vor sich hin. »Dann ist der Traumdieb gekommen. Ich habe mich nicht...« Sie wusste nicht mehr weiter, aber es schien noch etwas passiert zu sein, denn auf ihrem Gesicht entstand ein Ausdruck, der besagte, dass sie schon über einen gewissen Vorgang nachdachte und auch ins Grübeln kam.

»Bitte, Cora.«

»Nein, nein, nein! Das war der Traumdieb. Er treibt mich in den Wahnsinn. Er war da und ...«

Auf Sheilas Gesicht malte sich die Sorge ab. Bill aber handelte. Er wollte jetzt endlich wissen, was hier vorgefallen war, und ob es noch Reste gab.

Deshalb schob er die dritte Tür auf.

Es war das Schlafzimmer.

Auch hier brannte durch den Zentralschalter das Licht. Von der Tür her fiel der Blick sofort auf das breite Doppelbett, auf dem quer ein Mann mit blonden Haaren lag, der einen gestreiften Schlafanzug trug.

Für ein Bett war das nichts Besonderes und völlig normal. Hier allerdings nicht, denn der Mann war tot, und seine Brust war mindestens von fünf Kugeleinschlägen zerfetzt...

Keine der Frauen hatte bisher in das Zimmer hineingeschaut.

Die Szene gehörte Bill Conolly ganz allein, und er stand auf der Schwelle wie zu Eis geworden.

Der Anblick des Toten hatte ihn geschockt, aber erst jetzt, nachdem er ein zweites Mal hingeschaut hatte, erkannte er das gesamte Ausmaß der Szenerie.

Man sagt immer, dass bei Einschüssen und Wunden nur wenig Blut zurückbleibt. Das war hier anders. Es war Blut zurückgeblieben. Es war gespritzt, geströmt, und es hatte sich auf der hellen Bettdecke verteilt, wo es ein makabres Muster hinterlassen hatte.

Ein von Kugeln zerfetzter Mensch. Wer das getan hatte, musste einen irrsinnigen Hass auf den Mann gehabt haben. Bill sah ihn im Licht, er schaute auch in das Gesicht und glaubte, so etwas wie den eingefrorenen Schrecken darin zu sehen und ebenfalls ein großes Erstaunen, als hätte der Mann den Täter gekannt, ihm aber eine derartige Tat nicht zugetraut.

Er roch auch anders. Blut hatte einen bestimmten Geruch. Es roch sogar noch nach Schmauch, und die Waffe, die benutzt worden war, ein Revolver, lag auf dem Bett wie hindapiert.

War Cora die Täterin?

Bill dachte sofort daran. Ihm fiel keine andere Lösung ein, abgesehen von diesem Traumdieb. Der war allerdings nur eine abstrakte Gestalt und existierte unter dem vielschichtigen Begriff Dämon, was im Moment auch nicht eben hilfreich war.

Es waren schon einige Sekunden vergangen, als Bill Conolly wieder zu sich selbst fand. Er musste schlucken, bewegte sich wieder, ging aber nicht tiefer in das Schlafzimmer hinein, sondern drehte sich auf der Schwelle um.

Die Frauen, die erst noch hinter ihm gestanden waren, schaute ihn nun ins Gesicht.

»Mein Gott, du bist so blass!«, stieß Sheila hervor.

Bill gab ihr keine Antwort. Er drückte die Hand zurück und fand schon beim ersten Versuch die Klinke. »Es ist besser, wenn ich die Tür geschlossen halte.«

Sie ahnte etwas, das sah Bill ihr an. Trotzdem fragte sie leise:
»Warum?«

»Weil ich die Mordkommission anrufen muss«, flüsterte Bill. Er hatte bewusst so leise gesprochen, weil Cora ihn nicht hören sollte.

Aus Sheilas Gesicht wich die Farbe. »Tom ...?«

»Ja.«

Sie schloss für einen Moment die Augen. Dabei hauchte sie:
»Wie ... wie kam er um?«

»Er wurde erschossen. In seinem Körper stecken mindestens fünf Kugeln.«

Sheila verkrampte sich. Plötzlich schwitzte sie und musste über ihre Stirn wischen. Bill schob seine Frau etwas zur Seite, damit er Platz hatte. Er ging zu Cora, die neben dem Spiegel stand und sich von der Seite her betrachtete, als suchte sie dort etwas Besonderes. Sie schien in der letzten Minute nichts mitbekommen zu haben, und auch jetzt war sie in ihre eigene Welt hineingesunken.

»Cora ...?«

»Nein.«

»Bitte, Cora!«

»Was ist denn?« Etwas ärgerlich hatte die Antwort geklungen, und Cora drehte auch endlich den Kopf.

»Ich möchte Sie etwas fragen.« Bill wollte behutsam vorgehen und auch indirekt bleiben. »Es geht mir um Tom. Sie haben ja von ihm erzählt. Wissen Sie eigentlich, ob sich ein Revolver in seinem Besitz befunden hat?«

»Revolver?«, wiederholte Cora und streichelte dabei ihre Hände gegenseitig. »Ja, ich glaube schon. Er hat einen gehabt. Er dachte immer an die unsicheren Zeiten. Er traute dieser Welt nicht. Vor allen Dingen nicht, wenn er in der Nacht unterwegs war. Da fühlte er sich mit einem Revolver sicherer.«

»Ja, das dachte ich mir.« »Warum haben Sie mich das gefragt?«

Bill hätte jetzt eine konkrete Antwort geben können, verkniff sie sich jedoch und fragte stattdessen: »Gibt es im Wohnzimmer ein Telefon?« »Klar.«

»Dann lassen Sie uns hingehen.« »Warum denn?« »Nur so.« Sie wollte nicht, aber Bill legte ihr eine Hand gegen den Rücken, und diesem leichten Druck gab sie nach.

Sheila stand noch immer wie eine Wächterin vor der geschlossenen Tür des Schlafzimmers. Erst als Cora und Bill sie passiert hatten, setzte auch sie sich in Bewegung.

Obwohl sie bisher keinen Blick auf den Toten geworfen hatte, spürte sie die Weichheit in ihren Knien, so schummerig war ihr geworden, aber sie riss sich zusammen, und betrat nach den beiden das geräumige Wohnzimmer, dessen Fußboden aus grauem Marmor bestand.

Das Fenster war sehr groß und breit. Dahinter lag der Balkon, der allerdings von der Dunkelheit verschluckt wurde. Wieder blieb Cora an der Tür stehen, aber diesmal auf der Innenseite, und sie schaute zu, wie Bill den Apparat von der Station nahm.

»Wen wollen Sie denn anrufen?«, fragte Cora Atkins.

»Einen guten Freund.«

»Jetzt in der Nacht?«

»Ja.«

»Was soll er hier?«

»Er wird Ihnen wohl einige Fragen stellen wollen, aber er wird nicht allein kommen, denn er muss noch eine Mannschaft aus Kollegen mitbringen.«

»Wen denn?«

»Die Mordkommission!«, gab Bill scharf flüsternd zurück und fing dann an, eine bestimmte Nummer zu wählen ...

Ich musste mir noch den letzten Schlafsand aus den Augen reiben, als ich den Rover verließ. Es ist eben nicht jedermanns

Sache, mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen zu werden, besonders dann, wenn man tief und fest geschlafen und auch geträumt hat, wobei sich mein Traum mehr um den letzten Fall gedreht hatte, bei dem ich mit dem Vogelmädchen Carlotta und der Tierärztein Maxine Wells konfrontiert worden war. Aber auch Myxin und der Eiserne Engel hatten eine Rolle gespielt.

Im Traum hatte ich ebenfalls Flügel gehabt und war mit Carlotta über das Land hinweggeflogen, wobei uns Maxine begleitet hatte, sodass wir ein starkes Trio gewesen waren.

Dann hatte sich das verdammte Telefon gemeldet. Zum Glück hatte ich schon drei Stunden im Bett gelegen und den Tiefschlaf genossen.

Einer wie mein Freund Bill rief nie ohne Grund an. Schon nach knapp einer Minute war ich hellwach gewesen und weitere 30 Sekunden später alarmiert.

Es brannte zwar, wie mir Bill erklärt hatte, aber es brannte nicht so stark. Da hatte ich meinen Freund Suko schlafen lassen und mich allein in den Rover geschwungen.

Bill hatte auch die Mordkommission alarmiert, aber die Kollegen waren noch nicht eingetroffen. Wahrscheinlich waren sie noch woanders beschäftigt, und auch hier brannte der Einsatz nicht auf den Nägeln.

Die Tat war nicht weit vom Haus der Conollys passiert. Allerdings sah ich die Umgebung in dieser Nacht zum ersten Mal. Zwei mehrstöckige und sehr breite Wohnhäuser mit entsprechend breiten Balkonen waren hier gebaut worden. Ich hatte den Rover so hingestellt, dass er die Fahrzeuge der später eintreffenden Kollegen nicht behindern würde, und ging auf den Eingang zu, der innerhalb der Lichtglocke gut zu erkennen war.

Es gab einen Toten in der Wohnung einer gewissen Cora Atkins, die von einem Dämon als Traumdieb gesprochen hatte. Ohne es beweisen zu können und nur seinem Gefühl nachgehend, war mein Freund Bill auch der Meinung, dass Cora ihren

Mann Tom erschossen hatte, ohne sich jedoch dessen bewusst geworden zu sein.

Ich wusste, wo ich klingeln musste und drückte auf den hellen Knopf. Sekunden später schon konnte ich die Tür aufdrücken und betrat einen sehr hellen Hausflur, der durch den Marmor kostbar wirkte, aber auch klinisch rein, denn es lag nirgendwo ein Staubkorn auf dem Boden.

An der offenen Tür, rechts hinter einer vierstufigen Treppe, erwartete mich mein alter Freund Bill, der überhaupt nicht gut aussah und aus dessen Augen auch das Lächeln verschwunden war, das ihn sonst auszeichnete.

»Komm rein!«, sagte er nur.

Hinter mir wurde die Tür geschlossen. Ich drehte mich meinem Freund zu und schaute ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Gut siehst du nicht aus.«

»Das war bisher auch eine beschissene Nacht.«

»Gut, Alter, dann lass mich daran teilhaben.« Ich schaute mich suchend um. »Wo sind Sheila und diese Cora?« »Noch in der Wohnung, keine Sorge. Aber komm erst mal mit.«

»Und was ist mit der Mordkommission?«

Bills Hand lag schon auf der Klinke. Er zog sie bei seiner Antwort nicht zurück. »Ich habe sie noch nicht angerufen, weil ich denke, dass wir uns zunächst mal ein Bild von der Lage verschaffen sollten. Außerdem wird es wohl wichtig sein, wenn du mit Cora Atkins redest. Die Kollegen können später noch kommen.« »Okay, du bist der Chef.« »Scherzkeks.«

So fühlte ich mich nicht gerade, als Bill die Tür auf stieß. Er hatte das Licht im Schlafzimmer noch nicht gelöscht, und so lag alles wie auf dem Präsentierteller vor mir.

Ich war ja schon vorgewarnt worden. Zum Glück, denn das Bild, das ich zu sehen bekam, war schon ein verdammt hartes Stück. Der Mann auf dem Bett war tatsächlich von mehreren Kugeln getroffen worden, und sie hatten seinen Oberkörper regelrecht zerfetzt. Es mussten auch mehrere Adern getroffen

worden sein, denn sonst hätte sich das Blut nicht so weit von der Leiche entfernt verteilen können.

Die Waffe lag noch auf dem Bett. Es war ein Revolver, und mit dem hatte sich dieser Tom Atkins sicherlich nicht selbst umgebracht.

Bill ließ mich in Ruhe, und so konnte ich mir den Tatort in den folgenden zwei Minuten genauer anschauen. Es waren keine Spuren eines Kampfes zu entdecken. Der Mann musste von dem Täter oder der Täterin wirklich im Schlaf überrascht worden sein.

Nachdenklich blieb ich an der Seite des Doppelbetts stehen und schaute zu Bill hin. »Du gehst also davon aus, dass Cora Atkins ihren Mann erschossen hat?«

Bill hob beide Arme. »Bitte, John, ich möchte nicht, dass du mich darauf festnagelst. Es könnte so sein, denn ihr Verhalten war nicht normal. Ich will es mal locker ausdrücken und behaupten, dass sie neben sich selbst gestanden hat.«

Ich runzelte die Stirn, denn so einfach wollte ich das nicht akzeptieren. »Und deshalb soll sie geschossen haben?«

Bill Conolly hob die Schultern. »Ich verstehe deine Skepsis, John, aber vergiss nicht, dass sie von einem >Traumdieb< und zugleich von einem Dämon gesprochen hat.«

Ich brauchte nicht lange zu überlegen, um eine Antwort zu finden. »Dann sind beide für sie identisch.«

»Das denke ich mir.«

Mein Blick glitt weg von dem Toten mit dem starren und fassungslosen Gesicht, und zu Bill gewandt fragte ich: »Wie kommst du auf Traumdieb?«

»Ja, ihr stiehlt einer die Träume.«

Ich überlegte kurz. »Gab es da nicht mal einen Film über Freddy Krüger?«

»Jetzt fängst du auch noch damit an. Freddy ist eine Filmfigur, aber wir erleben die Realität. Es läuft auch hier anders. Hier rotten sich keine Teenager zusammen oder so ähnlich.«

Da musste ich Bill schon Recht geben. Aber wer war überhaupt in der Lage, den Menschen die Träume zu stehlen? Ich dachte darüber nach und gelangte zu dem Schluss, dass Träume sehr wichtig sind. Das wusste ich. Träume halfen mir, mich von seelischem Ballast zu befreien. Und nun gab es da eine Figur, die Träume stahl und die Menschen in gewisser Hinsicht allein ließ.

Bill sah meine Nachdenklichkeit und meinte: »Mehr weiß ich auch nicht, John. Du musst schon mit Cora Atkins selbst sprechen, wenn du etwas Genaues erfahren willst.«

»Ist mir klar.« Ich war jetzt auch froh darüber, dass uns niemand störte, besonders nicht die Kollegen der Mordkommission. Obwohl dieser Fall so eindeutig war, konnte man ihn trotzdem nicht als normal betrachten. Hier war alles anders abgelaufen, und ich konnte in Cora Atkins auch keine normale Mörderin sehen, das stand für mich schon jetzt fest, obwohl ich mit ihr noch nicht gesprochen hatte.

»Wie hat Cora reagiert, als du mit ihr gesprochen hast?«, fragte ich meinen Freund.

»In der Regel apathisch. Aber sie ging auch aus sich heraus und schrie. Sie ist praktisch von einem Zustand in den anderen gefallen, wobei ich äußerlich keinen Grund gesehen habe.« Er zuckte die Achseln. »Aber wer weiß schon, was in einem Menschen vor sich geht, dem die Träume geraubt wurden?«

»Ja, das stimmt.« Ich hatte in diesem Zimmer genug gesehen. Ich konnte mir auch vorstellen, wie überrascht Tom Atkins gewesen war, als plötzlich jemand, den er gut kannte, vor ihm erschien und mit dem Revolver feuerte

»Zum Glück ist Sheila bei ihr und gibt auf sie Acht«, sagte Bill.

»Okay, Bill. Bevor ich die Kollegen alarmiere, muss ich mit ihr reden. Vielleicht haben wir jetzt noch eine Chance, etwas herauszufinden. Wenn sie in der Zelle steckt, wird sich womöglich auch ihr Verhalten ändern.«

»Die beiden sind im Wohnzimmer.«

»Dann lass uns gehen.«

Cora Atkins hatte sich noch nicht umgezogen. Sie trug einen Schlafanzug aus Wolle, hockte starr im Sessel und starrte aus glanzlosen Augen ins Leere. Die Knie hatte sie zusammengedrückt, die Hände lagen darauf, und sie drehte kaum den Kopf, als ich die Tür öffnete und das Zimmer betrat.

Es war sehr hell eingerichtet. Ich spürte auch die Kälte, die von ihm ausging. Hier hätte ich mich nicht wohlfühlen können. Heller Purismus. Leder und Marmorböden. Dazu Glas und Metall.

Und eine breite Fensterfront, hinter der ein ebenso breiter Balkon lag, den ich schon von außen gesehen hatte. Aus den oberen Etagen war der Blick sicherlich besser, hier sah ich wenig und konnte nur ahnen, welche Bäume sich im Hintergrund abzeichneten.

Erst als ich mich schneller bewegte, schaute Cora Atkins hoch. Dabei war ich nur zu Sheila gegangen, um sie zu begrüßen. Sie hatte ihren Platz auf einer breiten Sessellehne gefunden und saß dort wie eine Aufpasserin, die jeden Augenblick bereit war, aufzuspringen, um ihrem Schützling zu helfen.

»Toll, dass du sofort gekommen bist«, sagte sie, als ich ihr einen KUSS auf die Wange gegeben hatte.

»Wenn du rufst, fliege ich.«

»Ach, hör auf, John.«

»Wie geht es ihr?« Es war wirklich eine der üblichen Fragen, aber sie traf den Kern.

»Ich kann es dir nicht sagen. Sie hat nicht viel gesagt. Sie ist in sich selbst versunken. Ich weiß von Bill, was im Schlafzimmer geschehen ist, aber auch davon hat sie nicht gesprochen.

Sie blieb ziemlich still.«

»Hast du sie angesprochen?«

»Nein, John, denn ich wollte nichts Falsches sagen. Sie kann sprunghaft sein und plötzlich durchdrehen. Das alles wollte ich auf jeden Fall vermeiden.«

»Gut.«

Bill hielt sich zurück. Er hatte sich neben der Tür an die Wand gelehnt.

Als ich mich umgedreht hatte und einen Blick in das Gesicht der Frau warf, da sah ich schon, dass sie nicht so apathisch war, denn ihre Augen lebten. Sie kontrollierten mich, und sie schauten mir misstrauisch entgegen, als ich auf sie zuging.

»Darf ich mich setzen?«, fragte ich und zog mir einen Stuhl heran. Auch er war mit Leder bezogen.

»Bitte.«

»Danke sehr.« Nachdem ich Platz genommen hatte, stellte ich mich namentlich vor, und sie bewies mir, dass sie schon mit den Gedanken bei der Sache war.

»Wer sind Sie?«

»Ein Freund der Menschen, die Sie hergebracht haben.«

»Und was wollen Sie?«

»Mit Ihnen reden.«

Darüber musste sie erst nachdenken, was nicht positiv für mich ausfiel. »Warum wollen Sie denn mit mir sprechen, Mr. Sinclair? Wir haben nichts, was uns verbindet.«

»Das sieht im Moment so aus, aber ich denke schon, dass wir über Ihre Träume sprechen sollten.«

Cora Atkins setzte sich noch steifer hin. »Es tut mir Leid, Mr. Sinclair, aber ich habe keine Träume mehr. Sie sind mir geraubt worden, verstehen Sie?«

»Ja, das weiß ich, Cora. Genau das ist das Problem. Es geht um das Rauben Ihrer Träume, und ich frage mich, wie das möglich ist. Erst wenn wir das herausgefunden haben, können wir Ihnen vielleicht helfen. Ich möchte Sie bitten, mich dabei

zu unterstützen.«

»Ich weiß nicht...«

»Versuchen Sie es bitte.«

Cora blickte mich an. In ihren Augen las ich nichts. Zumindest keine Zustimmung. Die dunklen Pupillen wirkten neutral. Das Gesicht war blass und die Lippen waren fest zusammen gedrückt. Das schwarze Haar hatte noch seine natürliche Farbe. Jedenfalls wies nichts auf ein Färbemittel hin.

»Wer könnte Ihnen die Träume gestohlen haben, Cora? Haben Sie sich darüber schon Gedanken gemacht?«

»Ich kann es nicht sagen. Ich habe auch Angst davor, ins Bett zu gehen. Ich will nicht mehr schlafen. Ich träume immer, wenn ich eingeschlafen bin, aber man lässt mich nie zu Ende träumen, denn plötzlich ist er da und raubt mir alles.«

»Wer ist da?«

»Der Dämon. Der Traumräuber.«

Ich nahm diese Antwort zunächst hin und war froh darüber, dass Cora überhaupt mit mir sprach. Sie war zudem noch offen, und es wies nichts darauf hin, dass sie mir etwas verschweigen wollte.

»Kommt er, wenn Sie träumen, direkt zu Ihnen?«

»Ja.«

»Ein Überfall?«

»Immer. Er entreißt sie mir.«

Die nächste Frage war wichtig und die Antwort ebenfalls.

»Können Sie denn beschreiben, wie er aussieht, wenn er zu Ihnen kommt und Ihnen die Träume raubt?«

Sie überlegte einen Moment und sah aus wie ein Mensch, der sich erst etwas ins Gedächtnis zurückholen muss. »Ein Schatten«, flüsterte sie dann. »Ein großer Schatten. Er erscheint und reißt alles von mir weg. Ich kann mich nicht wehren. Ich werde plötzlich so kalt wie eine Tote, und dann sind meine Träume verschwunden ...«

»Ja, das versteh ich. Wissen Sie denn, was zurückbleibt? Ich

kann mir nicht denken, dass es ein Nichts ist.«

Sie gab eine sehr leise Antwort. »Angst bleibt zurück. Eine schreckliche Angst. Panik. Ich weiß nie, was ich machen soll. Ich drehe durch, glaube ich. Aber ich kann es nicht nachvollziehen. Es ist nicht gelenkt, wissen Sie. Auch von mir nicht gelenkt. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich habe Angst und spüre gleichzeitig eine Leere.«

»Ja, verstehe. Aber können Sie dabei nachvollziehen, was sie dann unternehmen?« Ich hatte bewusst so gefragt, weil ich wissen wollte, ob sie sich eventuell an den Mord an ihrem Mann erinnerte.

Diesmal dauerte es länger, bis sie mir antwortete. Und sie fühlte sich dabei auch unwohler. »Es ist immer so dunkel. Die Angst ist auch da. Ich weiß nichts.«

»Aber Sie rennen weg!« »Ja.«

»Und weiter?«

Cora Atkins hob die Schultern. »Was soll ich sagen? Nichts. Ich fühle mich nicht mehr als Mensch. Ich laufe durch die Gegend und erwache dann woanders.«

»Werden Sie geleitet?« Sie reckte ihr Kinn vor. »Wie meinen Sie das?«

»Sagen wir so, Cora. Hören Sie eine Stimme, die Ihnen Befehle gibt und Sie anpeitscht?«

»Ja, ja, da ist wohl etwas. Durcheinander in meinem Kopf. Ich bin ja aus dem Haus gelaufen. Ich hatte so eine schreckliche Angst, weil ich so verlassen war. Ich erlebte den Schock und bin dann erst wieder zu mir gekommen, als mich Mr. Conolly fand.« »Gut. Aber Sie wissen nicht, was passiert ist, nachdem Sie das Haus verlassen haben und die Conollys Sie fanden?«

»Nein.«

Ich hatte einiges gehört, doch erst jetzt kam ich auf das zentrale Thema zu sprechen. »Sie sind verheiratet mit Tom. Haben Sie mit ihm über die Träume und die Traumdiebe

gesprochen?«

»Manchmal.«

»Konnte er Ihnen helfen oder Sie beruhigen?«

Cora schüttelte den Kopf. »Nein, das konnte er nicht. Es war unmöglich.«

»Hat er auch in dieser Nacht bei Ihnen geschlafen?«

»Ja.«

»Und er ist nicht erwacht, als Sie das Bett verließen?«

Jetzt geriet sie ins Grübeln. Ich sah, wie sie schluckte und sich auch die Haut auf ihrer Stirn bewegte. »In dieser Nacht ist es am schlimmsten gewesen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Ich weiß überhaupt nicht, was geschehen ist. Der Traumdieb ist ein Feind, ein verfluchter Feind. Er will mich vernichten. Er nimmt mir nicht nur meine Träume weg, er will mich auch zerstören. Er jagt mich, er hat mich in seinen Klauen, und er schickt mir die Bilder.«

»Welche?«

Nach meiner Frage zog sie sich zusammen wie ein kleines Mädchen, das sich fürchtet. Sie hob die Schultern an und umschlang mit den Armen ihren Oberkörper. Dann sagte sie mit kaum zu verstehender Stimme: »Es sind grauenvolle Bilder. Schlimme, schreckliche. Monster verfolgen mich. Sie schlagen zu. Sie sind furchtbar. Sie wollen mir das Herz aus dem Leib reißen. Sie wollen mich töten, und dagegen muss ich doch etwas tun. Oder etwa nicht?«

Ich gab ihr keine direkte Antwort, sondern fragte sie: »Haben Sie etwas dagegen getan?«

»Ich denke schon.« Sie zitterte. »Glaube ich. Aber ich kann mich nicht erinnern.«

»Man hat Sie angegriffen?« »Ja.« »Wo?«

»Ich war gerade aufgestanden, da sah ich das Monster. Es sah grauenhaft aus. Ich kann es kaum beschreiben ...«

»Da haben Sie sich gewehrt - oder?« »Das habe ich getan«, flüsterte Cora. »Wie denn?«

Die Frage hatte ich kaum ausgesprochen, als sie den Kopf schüttelte. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß es nicht. Ich hörte es nur knallen, und später bin ich gerannt.«

Okay, ich hatte begriffen. Das war ein indirektes Mordges- tändnis, das man mir da gegeben hatte. Aber war diese Frau zu verurteilen? Ja und nein. Zu verurteilen war diejenige Kraft, die dafür gesorgt hatte, dass sie überhaupt in einen derartigen Zustand hineingeraten war. Es gab nichts ohne Grund. Jemand musste sie gelenkt haben, von allein passierte so etwas nicht.

Auch jetzt stand sie noch unter dem Eindruck des Erlebten, und sie konnte sich auch nicht daran erinnern, dass sie ihren Mann erschossen hatte. Deshalb gab es für mich keine andere Möglichkeit, als dass Cora von einer geheimnisvollen Macht übernommen worden war, von wem auch immer diese Macht ausging.

Für sie war der Traumräuber ein Dämon gewesen. Eine schwarze Gestalt. Einbildung oder nicht?

Ich konnte es nicht wissen. Ich suchte einen Weg, der in Richtung Lösung führte, und ich dachte daran, dass es schon einen Dämon gab, der völlig lichtlos war. Schwarz, fast unendlich, und er war mir unter dem Namen Spuk bekannt.

Aber er - ein Traumräuber? Nein, das wollte ich nicht einfach unterschreiben. Er war jemand, der die Seelen der getöteten Dämonen holte und sie seinem Reich eingliederte. Der Dämon, den Cora gesehen hatte, musste ein völlig anderer gewesen sein, falls es ihn überhaupt gab und er nicht nur in ihrer Fantasie erschienen war.

»Können Sie sich daran erinnern, Cora, wie lange sie schon von dem Traumdieb bedroht werden?«

»Nein - nicht direkt. Aber es ist schon einige Wochen her. Außerdem passiert es nicht in jeder Nacht. Es ist auch nicht immer gleich und grauenhaft. Jedenfalls meine ich das. Aber es ist in der letzten Zeit immer schlimmer geworden, und ich weiß nicht, wer mir diese Träume geschickt haben könnte.«

»Kann es mit Ihrem Leben in einem Zusammenhang gestanden haben, das sie führten?«

»Es ist normal verlaufen« »Wie normal?« »Nun ja, ich arbeite und ...« »Was machen Sie beruflich?« »Ich erfinde Spiele für Kids. Video-Spiele. Harmlose. Lernspiele. Die Kinder können so etwas rechnen und auch das Schreiben schon vor der Schule lernen. Es macht mir Spaß. Es ist eine bunte Welt, aber keine böse. Die allerdings hat mich dann später besucht, und jetzt fürchte ich mich vor jeder Nacht.«

»Das kann ich verstehen«, sagte ich und fühlte mich in dieser Lage ziemlich hilflos. Ich hatte es hier mit einem Menschen zu tun und nicht mit einem Dämon. Mit einem veränderten Menschen, der in eine Lage geraten war, aus der er sich selbst nicht mehr befreien konnte. Es musste mir gelingen, den Grund zu vernichten, weshalb ihr so etwas überhaupt passiert war.

Sie hatte ihren Mann getötet. Ich traute mich nicht, es ihr zu sagen. Zum Glück fragte sie nicht nach Tom, und mir war klar, dass ich sie auch nicht in der Normalität lassen konnte. Cora musste unter ärztliche Beobachtung, und sie musste genau beobachtet werden. Sie sollte schlafen, das allerdings unter der Kontrolle von Fachleuten und angeschlossen an Messinstrumente. Möglicherweise gaben deren Ergebnisse Aufschluss über die Gründe.

Ich kam wieder auf den Dämon zu sprechen und wollte wissen, ob sie schon früher etwas damit zu tun gehabt hatte.

»Nein, nein. Dämonen? Wirklich nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Das habe ich nie im Kopf gehabt. Ich habe auch nicht an so etwas geglaubt. Ich kann mir wirklich nicht helfen und ...«, sie brach ab.

»Dann ist es jetzt wichtig, dass Sie Ruhe bekommen, und die werden Sie hier nicht finden.«

Cora Atkins zuckte wieder zusammen. »Aber ich will nicht schlafen, Mr. Sinclair. Nein, ich will es nicht.« Sie stieß ein paar Mal hastig den Atem aus. »Davon habe ich auch nicht

gesprochen. Ich möchte nur, dass Sie sich einfach ausruhen.«
»Wo denn?«

»Nicht hier in Ihrer Wohnung. Es gibt entsprechende Kliniken und Institute, wo man Ihnen helfen kann. Sie müssen nur das entsprechende Vertrauen haben.«

»Ja, schon gut«, sagte sie. Ich war heilfroh, dass sich Cora Atkins nicht dagegen stemmte. Ich wollte auch nicht, dass sie den Rest der Nacht hier im Haus und in der Wohnung verbrachte. Sie musste so schnell wie möglich in eine entsprechende Klinik geschafft werden, um unter Kontrolle zu stehen. Einmal schon hatte sie durchgedreht, ein zweites Mal sollte das nicht mehr passieren, dafür musste gesorgt werden.

Als ich aufstand, sah mich Bill fragend an. »Sie darf auf keinen Fall in das Schlafzimmer. Der Schock wäre zu groß für sie. Ich werde sie abholen lassen.

»Sofort?«

»Klar.«

Ich verließ das Zimmer und stellte mich in den Flur. Da holte ich erst mal tief Luft, denn auch ich musste verkraften, was da alles passiert war.

Es gab Spezialisten, die sich um die Frau kümmern würden. In meiner Dienststelle würde man mir eine entsprechende Auskunft geben können, an wen ich mich wenden musste.

Ich hatte mein Handy noch nicht hervorgeholt, da hörte ich den gellenden Schrei aus dem Wohnzimmer.

Danach den Fluch meines Freundes Bill Conolly und dann einen gewaltigen Krach...

Kaum war John Sinclair aus dem Zimmer verschwunden, als Sheila zu Cora ging und sich über sie beugte. »Es ist wirklich gut, was Mr. Sinclair gesagt hat. Einen besseren Vorschlag gibt es nicht.«

Cora sagte nichts. Sie schaute aus ihrer Sitzposition hoch und in das Gesicht der blonden Frau.

Sheila wusste nicht so recht, wie sie diese Haltung deuten sollte. Neutral? Zustimmend? Ablehnend?

»Ich will aufstehen.«

»Bitte.«

Cora bewegte sich sehr langsam. Sie war in den letzten Sekunden zu einem anderen Menschen geworden. Wer versuchte, ihr Verhalten zu deuten, der hätte auf den Gedanken kommen können, dass sie unter einem anderen Einfluss stand und sich in ihrem Innern von einem Augenblick zum anderen etwas verändert hatte.

Sie sagte nichts. Sie schaute niemanden an. Sie hielt den Mund fest geschlossen, drehte sich nach links und ging mit kleinen Schritten auf das breite Fenster zu, als wollte sie ihr schwaches Spiegelbild in der Scheibe beobachten.

Nach dem dritten Schritt flüsterte sie etwas vor sich hin. Weder Sheila noch Bill verstanden es. Der Reporter schüttelte nur den Kopf, während Sheila die Augenbrauen zusammenzog und ihren Blick auf den Rücken der Frau richtete.

Neben einer Plastik war sie stehen geblieben. Sie bestand aus Eisen und war entsprechend schwer. Als Grundmotiv war ein Tier genommen worden, das sich aufgerichtet hatte. Allerdings konnte man von einem Tier ausgehen, das es in der normalen Fauna nicht gab. Es war ein Fantasiegeschöpf, mit ovalem Körper, gestrecktem Hals und schmalem Kopf, aus dem zwei spitze Hörner wuchsen, die aussahen wie Lanzen und die gesamte Gestalt noch mehr verfremdeten.

»Pass auf!«, warnte Bill, weil er etwas ahnte.

Die Warnung kam zu spät.

»Er ist wieder da!«, rief Cora. »Der Dämon ist wieder da!« Blitzschnell griff sie zu und riss die schwere Plastik mit erstaunlicher Kraft in die Höhe.

Es hielt sie nichts mehr auf dem Fleck. Beide Conollys waren

zu weit von ihr entfernt, als dass sie rechtzeitig hätten eingreifen können. Außerdem ging Cora mit einer Schnelligkeit vor, die ihr niemand zugetraut hätte.

Der Schrei gellte aus ihrem Mund.

Es war ein letztes Zeichen, ein Aufflackern, dann wuchtete sie ihren Körper nach vorn und auch die Hand mit der schweren Plastik, die wie eine Bombe in die Fensterscheibe hineinraste und sie aufgrund der gewaltigen Wucht zerstörte ...

Wie von einem Orkanstoß getroffen flog die Tür nach innen. So hatte ich Platz, in das Wohnzimmer zu springen. Was ich sah, war furchtbar. Eine zerstörte Scheibe, aus der sich noch Glasteile lösten, aber auch eine Frau, die sich in das Chaos hineingestürzt hatte und mit taumelnden Schritten über den Balkon lief, um das Gitter zu erreichen. Sie prallte gegen die Brüstung, verlor das Gleichgewicht und kippte nach vorn. Der Rest des Glases regnete noch nach unten, als sie bereits vor unseren Blicken verschwand.

Das Entsetzen hielt uns nur einige Sekunden lang in der Umklammerung. Dann war es auch für uns an der Zeit, etwas zu tun. Sheila und Bill waren aus der Nähe des Fensters zurückgewichen, um den scharfen Scheiben zu entkommen.

Ich war deshalb schneller, rannte nach vorn und hörte unter meinen Füßen das Klirren der gläsernen Reste, wobei ich noch Glück hatte, nicht auszurutschen.

Der nächste lange Schritt brachte mich auf den Balkon. In der Ecke stand ein zusammengeklappter Tisch. Daneben Stühle, die übereinander gestapelt waren, aber das sah ich nur aus dem Augenwinkel. Wichtiger war Cora Atkins, die sich in die Tiefe gestürzt hatte, wobei man hier von einer Tiefe nicht sprechen konnte. Jemand musste schon sehr unglücklich fallen, wenn er sich beim Aufprall aus dieser geringen Höhe schwer verletzen

sollte.

Auch auf dem Balkon rutschte ich über Splitter hinweg und hielt mich an der Brüstung fest, als ich mich über sie beugte.

Plötzlich waren auch Sheila und Bill bei mir. Was sie sagten, darauf achtete ich nicht, denn ich wollte sehen, was mit Cora Atkins passiert war. Sie lag auf dem Boden. Beim Fall nach unten hatte sie einige Sträucher zusammengedrückt. Ein paar wenige Zweige waren wieder in die alte Stellung zurückgeschnellt, doch die meisten dienten Cora als Unterlage. Sie war reglos, und wir mussten das Schlimmste befürchten.

Ich wollte genau wissen, was geschehen war, und das so schnell wie möglich. Deshalb kletterte ich auf die Brüstung, schaute kurz nach unten, suchte mir einen Landeplatz aus und sprang.

Über mir waren Fenster geöffnet worden. Menschen schauten hinaus, aber es gab niemand, der etwas sagte oder seine Fassungslosigkeit hinausschrie. Es herrschte eine schon unnatürliche Stille.

Ich dachte nicht näher über die Szenerie nach, aber ich vergaß sie auch nicht. Keine Schreie, keine Fragen, und als ich einen Blick an der Fassade in die Höhe gleiten ließ, da sah ich die Menschen auf den Balkonen stehen. Sie wirkten wie Puppen oder Zombies.

Ich kümmerte mich um Cora Atkins und sah schon auf den ersten Blick, dass ich sie nie mehr würde befragen können, denn sie war tot. Nicht durch den Aufprall aus kurzer Höhe gestorben, nein, sie hatte einen anderen Tod vorgezogen.

Selbstmord!

Es gab auch eine Waffe, die dafür gesorgt hatte. In ihrer Kehle steckte quer eine Glasscherbe, und für mich sah es so aus, als hätte Cora die Scherbe sich selbst in den Hals gerammt. Damit nicht genug, auch die beiden spitzen Hörner einer Plastik steckten in ihrem Körper. Sie hatten die Brust getroffen.

Ich wandte mich ab und schaute hoch zu den Conollys. Als ich den Kopf schüttelte, trat Sheila vom Geländer zurück und schlug die Hände vors Gesicht.

Ich konnte nicht richtig beschreiben, wie ich mich in diesen Augenblicken fühlte. Leer und ausgebrannt auf der einen Seite, aber voller Zorn auf der anderen. Ich kannte den Grund des Selbstmords nicht, aber ich ging schon jetzt davon aus, dass nicht unser Gespräch daran die Schuld getragen hatte und natürlich auch nicht die Conollys. Da musste es einen anderen Grund geben, der sehr tief in Cora selbst verborgen gewesen war und auch etwas mit ihren Träumen zu tun gehabt hatte.

Eigentlich hätte der Knall die Menschen in der Umgebung alle aufwecken müssen. Das war sicherlich geschehen, doch es gab keine Reaktion. Hier und da eine Stimme, mal ein Ruf, aber das war auch alles. Die Nachbarn nahmen den Vorgang gefasst auf.

Bill half mir dabei, wieder über die Brüstung auf den Balkon zu klettern. Sheila war wieder zurück ins Wohnzimmer gegangen. Wo es einst eine Scheibe gegeben hatte, existierte jetzt nur noch ein großes Loch.

»Wie konnte es dazu kommen?« Ich stellte die Frage, ohne dass ein Vorwurf in meiner Stimme mitschwang.

Bill blickte zu Boden. »Ich kann es dir nicht sagen. Es ging alles zu schnell, aber sie hat uns auch irgendwie gewarnt.«

»Wie das?«

»Sie sagte: Er ist wieder da!«

Ich sah Bill in die Augen. »Kann sie damit den Dämon gemeint haben?«

»Wen sonst?«

»Ja, das glaube ich auch«, flüsterte ich. »Es gibt wohl keine andere Möglichkeit. Der Traumdieb hat sie noch kontrolliert, als sie nicht mehr schlief. Er kann sie also noch im Wachzustand in seinen unsichtbaren Klauen gehalten haben.«

»Und wir haben nicht mal eine Spur.«

Da hatte Bill die Hand auf die Wunde gelegt. Es gab nichts, was uns weiterhelfen konnte, denn auch Tom Atkins war tot. Wobei ich glaubte, dass er von den Träumen nicht befallen gewesen war. Oder nicht so stark. Aber das waren alles Hypothesen, die mich nicht weiterbrachten, und ich bezweifelte auch, dass ich in dieser Nacht noch zu einem vorläufigen Ergebnis kommen würde. Es gab nur zwei Tatsachen und damit zwei Leichen. Beides war schlimm genug.

Irgendjemand musste den Krach wohl als so unnatürlich empfunden haben, dass er die Polizei alarmiert hatte, denn wir hörten in der Stille der Nacht die Sirenen. Für uns erübrigte es sich, die Mordkommission zu verständigen, das konnten die anderen Kollegen übernehmen, die schon bald vor dem Haus stoppten.

Zu diesem Zeitpunkt stand ich bereits vor der Tür, um die ersten Erklärungen zu geben ...

Es war nicht unsere Art, die Arbeit der Mordkommission zu stören. Aus diesem Grund hatten wir uns auch zurückgezogen und waren in das geräumige Bad gegangen. Erst wenn die Kollegen sich einen Überblick verschafft hatten, würden wir weitersehen.

Der Kollege Murphy war Chef der kleinen Abteilung. Wir kannten und schätzten uns, und er wusste auch, dass es ein Fall für mich werden würde, aus dem er und sein Team sich später verabschieden konnten.

Wichtig war jetzt die Sicherung der Spuren, denn ich wollte einfach nicht daran glauben, dass es keine Hinweise gab, die uns weiterbrachten.

Auch Sheila beschäftigte sich mit diesen Gedankengängen. Sie hatte sich auf den Rand der dreieckigen Wanne gesetzt und den Kopf in die Hände gestützt.

»Man wird doch nicht grundlos von schrecklichen Träumen gefoltert«, sagte sie. Sie schaute uns an. »Bitte, da muss es doch einen Grund geben, denke ich mir.«

»Den gibt es auch.«

»Und welchen?«

»Leider weiß ich genau so viel wie du, Sheila. Nämlich zu wenig.«

»Jemand hat sie dahin gebracht«, flüsterte Bill. »Es ist irgendeine Kraft gewesen. Ein Mensch, ein Geist, ein Dämon, verdammt noch mal, was immer man sagt, es kann sein, dass ich mit allen Möglichkeiten Recht habe. Aber nichts ist greifbar.«

»Ein Ereignis«, murmelte ich. »Es muss in Coras Leben ein Ereignis gegeben haben, das sie in diese Verfassung brachte. Ein prägnantes Erlebnis, das möglicherweise nur ihr bekannt war und nicht mal ihrem Mann.«

»Sie wird es uns nicht mehr sagen können, John«, meinte Bill.

»Aber«, so meldete sich Sheila, »sie könnte etwas hinterlassen haben.«

»Was denn?«

»Ich denke da an Aufzeichnungen. Etwas Schriftliches. Möglicherweise ein Tagebuch.«

»Wäre zu schön, um wahr zu sein«, bemerkte Bill.

Sheila hatte sich an dieser Idee festgebissen. »Aber nicht unmöglich, meine ich. Wenn jemand etwas so Einschneidendes erlebt, dann muss er sich meiner Ansicht nach auch jemandem anvertrauen. Er wird sich beobachten. Ich kann mir auch vorstellen, dass sich Cora Atkins in psychologische Behandlung begeben hat, denn sie war ja jemand, der Hilfe brauchte. Sie kann sich an einen Traumexperten gewandt haben. Keiner von uns wird bestreiten, dass es solche Leute gibt - oder?«

»Kennst du einen?«, fragte Bill. »Nein.« »Du, John?«

Ich hatte bereits nachgedacht und schüttelte den Kopf.

»Nicht, dass ich wüsste, aber ich kann mir vorstellen, dass es Menschen gibt, die in diese Richtung hin arbeiten. Es ist auch eine Sache, nach der wir uns umschauen sollten.«

Bill nickte. »Sobald ich zu Hause bin, werde ich meine Beziehungen spielen lassen und durchforsche auch das Internet. Es ist nur eine vage Spur, aber wahrscheinlich gibt es nichts anderes, an dem wir uns festhalten können.«

»Genau«, sagte Sheila. Ich saß auf dem geschlossenen Toilettendeckel. Äußerlich war ich die Ruhe selbst, doch im Innern brodelte es schon, und ich wollte auch nicht länger sitzen bleiben.

Deshalb stand ich auf und sagte: »Ich werde mal schauen, ob der gute Murphy schon etwas gefunden hat.« »Okay, bleib nicht zu lange.« Ich öffnete die Tür. Im Flur sah ich den Fotografen, der gerade von draußen hereingekommen war. Als er mich sah, nickte er mir zu. Er war ein hagerer Typ mit grauen Haaren, den nichts mehr erschüttern konnte.

Den Kollegen Murphy fand ich im Wohnzimmer. Er stand dort und schaute seinen Leuten zu. Über seine Hände hatte er die durchsichtigen dünnen Handschuhe gestreift.

Ich schlug einen Bogen, um die Männer nicht bei der Arbeit zu stören und stellte mich neben ihn. »Was gefunden?«

»Nein, nichts, was relevant gewesen wäre.«

»Wie sieht es im Mordzimmer aus?« »Da sind wir noch bei der Arbeit. Wir haben Fingerabdrücke auf der Waffe gefunden, aber wie Sie schon sagten, liegt der Fall wohl klar. Die Frau hat ihren Mann eiskalt erschossen und sich dann selbst umgebracht. Wenn Sie nicht mit von der Partie wäre, würde ich von einem klassischen Motiv und auch von einer klassischen Reaktion sprechen, aber daran glaube ich jetzt nicht mehr. Ich denke vielmehr, dass Sie sich einen Wust von Arbeit aufgeladen haben.«

»Stimmt genau.« »Und wie geht es weiter für Sie?« Mein Lächeln fiel schief aus. »Ich suche nach einem Motiv. Oder

nach dem Kick, der letztendlich für diese Tat den Anstoß gegeben hat. Ich gehe davon aus, dass Cora Atkins ein Erlebnis gehabt hat, das sie an dieses schreckliche Ziel geführt hat.« »Wie kann man das haben?« Ich deutete auf meine Brust. »Bei Cora lag es tief im Seelischen verborgen. Sie klagte über Albträume, die so schwer gewesen sein müssen, dass sie schließlich keinen Ausweg mehr gewusst hat.«

»Warum hat sie ihren Mann getötet?«

»Tja, mein lieber Murphy, das ist verdammt schwer zu sagen. Erklären kann man es auch nicht direkt. Ich bin überzeugt, dass sie ihren Mann umbrachte, aber ich kann Ihnen auch sagen, dass sie es zugleich nicht war, sondern geleitet wurde.«

Murphy sagte erst mal nichts. Dafür räusperte er sich leicht.

»Macht nichts, Kollege, ich muss mich damit beschäftigen, und ich werde es herausfinden.«

»Da drücke ich Ihnen die Daumen.«

Ich wechselte das Thema. »Gibt es hier in der Wohnung nicht auch ein Arbeitszimmer?«

»Ja, gibt es. Das ist der kleinste Raum.«

»Haben Sie den schon durchsucht?«

»Nein.«

»Dann werde ich das tun.«

»Bitte.«

Ich ließ mir von Murphy zwei dieser dünnen Handschuhe geben und streifte sie über. Ich mochte sie nicht an den Fingern, sah allerdings ein, dass sie schon wichtig waren, um keine Spuren zu zerstören.

Zum Arbeitszimmer führte die letzte Tür im Flur an der rechten Seite. Ich drückte sie vorsichtig auf, und auch hier brannte bereits das Licht, das sich durch den Zentralschalter eingeschaltet hatte.

Cora Atkins und ihr Mann Tom mussten sich das Arbeitszimmer geteilt haben, denn ich sah zwei Computer, die auf verschiedenen großen Tischen standen. Ein Tisch war größer.

Auf dem Monitor stand eine lustige Puppe in bunter Kleidung. Ich ging davon aus, dass sich dort Coras Arbeitsplatz befunden hatte.

Hier war das Fenster schmäler. Es führte zur Rückseite hinaus, und so sah ich keine Polizeiwagen, als ich mich auf den Drehstuhl vor dem Computer setzte und einen Blick durch die Scheibe warf.

Dahinter war nichts zu sehen. Nur eben die Dunkelheit, die dort wie ein schwarz eingefärbter Schwamm lag. Erst ein weiteres Stück entfernt sah ich einige Lichter schimmern.

Fachleute würden auch den Computer untersuchen und Informationen abrufen. Das war nicht so mein Fall, denn ich dachte etwas traditioneller. Noch immer wollte mir nicht aus dem Kopf, dass es keine Unterlagen geben sollte. Auch in der heutigen Zeit der SMSs und der E-Mails wurden bestimmte Gefühle, die ein Mensch loswerden musste, eben auf diese traditionelle Weise hinterlassen. Da kamen für mich Briefe oder Tagebücher infrage. Nach Letzterem suchte ich oder zumindest einem Fragment davon. Menschen, die in einer seelischen Krise stecken, erhalten oft den Rat, ihre Sorgen und Nöte niederzuschreiben.

Ich saß nicht nur einfach vor einem Computertisch, sondern vor einem Schreibtisch, dessen Schubladen zum Glück nicht verschlossen waren.

Unter zwei Reihen konnte ich auswählen und nahm mir zunächst die rechte vor. Die Laden waren alle sehr aufgeräumt. Ich entdeckte Zeichnungen, mehr Entwürfe. Rasch hingestrichelte Grafiken, die dann am Bildschirm vervollständigt wurden. Alle Schubladen, die ich durchging, waren mit beruflichen Dingen gefüllt. Nachdem ich die letzte zugeschoben hatte, nahm ich mir die linke Seite des Schreibtisches vor.

Papier - Briefpapier. War das ein Hoffnungsschimmer? Nein, er verflüchtigte sich, weil keine der Seiten beschrieben war. In der zweiten Schublade entdeckte ich einen sehr konventionell-

len Terminkalender, und sofort schöpfte ich Hoffnung.

Ich befreite mich von dem Gedanken, in den Unterlagen einer toten, fremden Person herumzuschnüffeln und schaute den Kalender durch. Gute Informationen fand ich nicht. Wenn Cora etwas eingetragen hatte, dann waren es nur Abkürzungen, die zumeist aus zwei Buchstaben bestanden.

Auch einige Zahlen sah ich, die für mich keine Bedeutung hatten.

Ich war sorgfältig und blätterte den Kalender bis zur letzten Seite durch.

Genau dort klemmte eine Visitenkarte fest.

Mit spitzen Fingern zog ich sie hervor. Sie musste schon in der Hand eines Menschen gehalten worden sein, denn sie hatte bereits eine andere Farbe bekommen. Der helle Untergrund war verblichen. Es malten sich beige Flächen darauf ab.

Ich drehte die Karte herum, um den Namen lesen zu können, der darauf gedruckt war.

Langsam las ich den Text und flüsterte ihn auch vor mich hin. »Dr. Barnabas Barker. Psychologe und Psychoanalyst.« Die Adresse war ebenfalls angegeben, und ich rollte mit dem Stuhl ein wenig zurück, wobei ich den Kopf in den Nacken legte, gegen die Decke schaute und den Namen ein paar Mal wiederholte.

Er war etwas Besonderes, denn Barnabas Barker hieß nicht jeder. Und einen derartigen Beruf übten auch nur die wenigsten Menschen aus. Es stand nicht fest, aber für mich war dieser Name der Knoten im Seil, an dem ich mich festhalten konnte.

Ich steckte die Karte wieder ein, nahm den Kalender auch mit und durchsuchte die restlichen Schubladen, in denen ich nichts Ungewöhnliches fand, mal abgesehen von einem alten Tauchsieder.

Als ich aufstand, hätte man mir ansehen können, welche Gedanken mich durchzuckten. Ich war sicher, so etwas wie einen Hinweis gefunden zu haben.

Für mich hatte Cora Atkins Probleme gehabt. Sie wurde mit ihren Träumen nicht fertig und war deshalb zu Barker gegangen, um sich therapieren zu lassen. Aber wer war dieser Barker? Was steckte tatsächlich hinter ihm? Ich wusste es nicht. Mir war nicht bekannt, ob er lautere Absichten verfolgte. Ich wusste nur, dass er mein nächster Ansprechpartner sein würde.

Als es gegen die Tür klopfte, stand ich auf und öffnete. Murphy war neugierig geworden. Außerdem wollten seine Leute hier Spuren sichern.

»Haben Sie etwas entdeckt, John?«

»Nein«, log ich, »aber es kann sein, dass Sie noch etwas auf der Festplatte des Computers finden. Ein paar Disketten liegen in der zweiten Schublade von rechts.«

»Danke. Sonst alles klar?«

»Sicher.«

Ich wusste nicht, ob der Kollege mir glaubte, aber das war nicht mein Problem. Der nächste Weg führte mich zurück zu den Conollys, die noch immer im Bad warteten.

»Und?«, fragte Sheila, »was gefunden?«

»Nein.«

Sie deutete mit dem rechten Zeigefinger auf mich. »John, ich glaube dir nicht. Ich kenne dich lange genug. Es ist nicht so einfach, mich zu belügen.«

»Aber ich ...«

»Was hast du gefunden, John? Denk daran, dass Bill und ich es gewesen sind, die dich auf die Spur gebracht haben.«

»Nur eine Karte, nicht mehr. Keine Unterlagen, kein Tagebuch, dem Cora die Sorgen anvertraut hatte, einfach nur eine Visitenkarte.«

»Die sicherlich nicht von ihr stammt«, sagte Bill.

»Stimmt. Auf ihr steht der Name eines Psychologen und Psychotherapeuten. Dr. Barnabas Barker.«

»Kenne ich nicht«, sagte Sheila.

»Wirklich, den Namen habe ich noch nie im Leben gehört.«

»Ich auch nicht«, bekräftigte Bill.

»Dann sind wir uns ja einig.«

»Aber du wirst ihn besuchen, nicht wahr?«

»Worauf du dich verlassen kannst, Bill. Und zwar erst allein. Außerdem muss ich Suko noch einweihen.«

»Abgemacht. Aber du wirst mir nicht verwehren, dass ich etwas surfe und dabei versuche, einige Informationen über ihn zu holen. Und zwar noch in dieser Nacht. Willst du mit zu uns?«

»Danke für die Einladung.« Ich grinste ihn an. »Ich werde sogar kommen.«

»Prächtig«, sagte Sheila. »Dann können wir schon vorgehen, Bill, und ich koch einen Kaffee.«

»Dagegen habe ich nichts.«

Beide verabschiedeten sich. Sie sprachen noch mit dem Kollegen Murphy und erfuhren, dass sie ihre Aussagen noch schriftlich hinterlegen mussten, was sie auch versprachen.

Dann waren sie entlassen.

Murphy wandte sich an mich. »Ein Mord und ein Suizid, John. Das ist verdammt hart. Tun Sie alles, um den Fall aufzuklären. Ich bin ja auch ein alter Fahrensmann und habe zudem das Gefühl, dass dies erst der Anfang ist.«

»Da können Sie leider Recht haben, Kollege ...«

Draußen empfing mich windiges und kühles Herbstwetter. Von einem Indian Summer war weit und breit nichts zu spüren, und wie ich die Wetterberichte kannte, würde er uns in diesem Jahr auch nicht beglücken.

Die Menschen waren von den Balkonen und auch von den Fenstern verschwunden, aber sie waren noch da. Manche standen hinter geschlossenen Scheiben und schauten nach

unten. Sie verhielten sich wirklich ungewöhnlich ruhig, und auch als ich das kurze Stück durch den Flur gegangen war, hatte sich kein Neugieriger gezeigt.

Es war schon ein seltsames Verhalten, was hier an den Tag gelegt wurde, aber wahrscheinlich war sich hier jeder selbst der Nächste, sodass ihn die anderen nicht interessierten. So wurde die Gesellschaft eben immer kälter.

Die tote Cora Atkins war bereits abtransportiert worden. Ich blieb noch vor dem Balkon stehen und schaute mir den Ort an, an dem sie gestorben war. Nicht durch den Fall über die Brüstung. Sie hatte sich selbst getötet, und dafür musste es einfach einen Grund geben.

Wie schrecklich musste es in ihrem Innern ausgesehen haben, dass sie sich zu einer derartigen Tat hatte hinreißen lassen! Ich fand keine Erklärung, aber ich wusste, dass Cora Atkins darunter gelitten hatte, sonst hätte sie keinen Grund gehabt, einen Psychologen aufzusuchen, auf den ich gespannt war.

Ich stieg in den Rover und saß kaum hinter dem Lenkrad, als ich meine Müdigkeit spürte. Das Gähnen ließ sich einfach nicht unterdrücken, aber an Schlaf war nicht zu denken.

Ich ließ den Wagen langsam anrollen und fuhr vorbei an den Streifenfahrzeugen und dem großen Kastenwagen der Mordkommission. Ein Beamter grüßte, ich winkte zurück und schlug danach den Weg ein, den die beiden Conollys genommen hatten. Ich wollte zu ihnen, und ein Kaffee tat mir jetzt besonders gut.

Das Tor war noch geschlossen, als ich auf es zufuhr, aber im Haus war ich auf dem Monitor gesehen worden, und so schwang es vor mir zur Seite.

Ich rollte den Weg hoch, der den Vorgarten teilte und musste daran denken, wie oft ich ihn schon gefahren war, und ich hatte nicht nur harmlose Dinge bei den Conollys am und im Haus erlebt. Des Öfteren war es um Leben und Tod gegangen.

Vor der großen Garage links vom Haus stellte ich den Rover

ab. Die Tür stand schon offen, und Bill winkte mich hinein.

»Na, hast du den Computer schon angeheizt?«

»Habe ich. Und der Kaffee ist ebenfalls fertig.«

»Das hört sich gut an.«

Er schloss die Tür hinter mir. Ich erkundigte mich nach Johnny, meinem Patenjungen, und erfuhr, dass er tief und fest schlief. Dabei wollten wir *es* auch belassen.

In Bills Arbeitszimmer breitete sich gedämpftes Licht aus, das nicht störte. Sheila war auch anwesend. Sie hatte drei Tassen mit Kaffee gefüllt und sie auf dem Schreibtisch verteilt.

Ich rollte mir einen Stuhl heran und fand meinen Platz neben dem Reporter. Auf dem Bildschirm war eine Liste zu sehen, aber um sie kümmerten wir uns zunächst nicht. Der Kaffee war wichtiger, und wir genossen ihn in kleinen Schlucken.

»Hast du schon eine Spur von diesem Typ gefunden?«, fragte ich.

»Nein.«

Ich war etwas ärgerlich und überrascht. »Ist der Name nicht aufgeführt worden?«

»Nicht so hastig, John. Doch, das ist er. Ich habe nur keine genauen Informationen, weiß aber, dass er eine eigene Website hat.«

»Immerhin.«

»Hängst du denn alles an ihm auf?«, wollte Sheila wissen.

Ich blies meinen Atem gegen die Tastatur. »Was soll ich dazu sagen? Er ist die einzige Spur, denn ich gehe davon aus, dass sich Cora ihm anvertraut hat.«

»Ja, das mag wohl sein.«

Nachdem wir unsere Tassen fast geleert hatten und die dritte Morgenstunde bereits angebrochen war, kümmerte sich Bill Conolly um die Einzelheiten.

Ich wusste nicht, wie viele Ärzte ihre eigene Website hatten, dieser Barker jedenfalls hatte sie, und die klickte Bill an. Jeder, der hineinschaute, wurde willkommen geheißen. Ich hatte

schon jetzt den Eindruck, dass wir auf einen Selbstdarsteller treffen würden.

Sein Konterfei zeigte sich noch nicht auf dem Schirm. Dafür waren die Bücher abgebildet, die er geschrieben hatte. Vier insgesamt. Sie waren in zwei Reihen unterteilt.

Wir lasen die Titel.

Wenn wir danach gingen, dann befassten sich die Inhalte mit der Analyse der menschlichen Seele, aber ein Buch wies auch auf Traumdeutungen hin.

Sheila, die jetzt ebenfalls bei uns saß, zeigte mit dem Finger darauf. »Das ist es doch!«

»Meine ich auch«, sagte Bill.

Ich murmelte den Titel des Buchs vor mich hin. »Träume sind mehr als sie scheinen ...«

»Stimmt doch, oder?«

»Ja, Bill, in diesem speziellen Fall hat Barker sogar Recht. Für Cora waren sie wirklich mehr. Sie haben sogar ihr gesamtes Leben bestimmt und sie schließlich in den Selbstmord getrieben.«

»Wobei ihr der Arzt nicht mal helfen konnte«, meinte Sheila.

»Oder es nicht wollte.«

»He!« Sie warf mir einen überraschten Blick zu. »Das hört sich an, als hättest du ihn schon in Verdacht.«

»Nein, das nicht. Aber ich habe ihn auf der Liste und bin gespannt darauf, mit ihm in Kontakt zu treten. Da Cora Atkins nicht mehr lebt, ist er von seiner ärztlichen Schweigepflicht entbunden und kann mir also mehr über sie erzählen.«

»Auch über einen Dämon.« »Ja, Sheila.« »Einen sehr dunklen.« Diesmal blickte ich sie an. »Sag nur, dass du wieder einen bestimmten Verdacht hast.«

»Klar, den Spuk.«

Ich wollte es nicht glauben und schüttelte den Kopf. »Es ist wirklich schwer, sich das vorzustellen. Solltest du Recht haben, dann muss er sich verändert haben, denn bisher hat er sich nur

um die Seelen der getöteten Dämonen gekümmert. Aber ich erkenne keinen Grund, warum er sich ändern sollen.« Ich trank noch etwas Kaffee. »Die Dunkelheit kann auch einen anderen Grund haben, meine ich. Man nimmt vielleicht die Dunkelheit der Seele. Die eigene Leere. Das tiefe Loch, in das man gefallen ist und so weiter.«

»Spricht man dann aber von einem Dämon, John?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich hoffe, dass ich es herausfinde.«

Bill hatte auf Barkers Website weitergeblättert, und es kam, wie es kommen musste.

Es erschien Dr. Barnabas Barker! Er trug weder einen weißen noch einen grünen Kittel. Er saß auch nicht in einem typischen Sprechzimmer, sondern hatte sich seinen Platz in einem eleganten, mit wertvollem Holz getäfelten Büro ausgesucht. Der große Schreibtisch vor ihm bestand ebenfalls aus edlem Holz, und auf dem Boden breitete sich ein beigefarbener Teppichboden aus, der auch eine gewisse Wärme ausstrahlte und den Menschen ein gutes Gefühl geben konnte. Barnabas Barker lächelte. Darüber hätte man sich freuen können, aber es gibt auch beim Lächeln Unterschiede. Dieses Lächeln war nicht dazu angetan, einen Menschen fröhlich werden zu lassen. Es war neutral, aber auch irgendwie wissend, als wollte er den Leuten erklären, dass sie sich nicht aus seinen Klauen befreien konnten, wenn sie einmal den Weg in seine Praxis gefunden hatten.

Ansonsten sah er aus wie einer dieser gelackten Schauspieler in den amerikanischen Soap Operas. Da sind die Burschen ja auch immer toll angezogen, als müssten sie damit rechnen, jeden Moment in ein vornehmes Restaurant zum Essen eingeladen zu werden. Ich glaubte nicht daran, dass dieser Barnabas Barker so nichtssagend war wie diese Filmfluppys. Hinter seiner glatten Fassade steckte schon mehr.

Auffallend waren auch seine Augen, denn sie besaßen ein intensives Blau. Man konnte sie auch als eine Botschaft

bezeichnen, die andere Menschen anlocken sollte.

Eine hohe Stirn. Darüber war das blonde Haar leicht angegelt und nach hinten gekämmt. Schmale Lippen, eine gerade Nase und auch sehnige Hände mit langen Fingern, die ruhig auf der Platte des Schreibtisches lagen.

Frauen können Menschen manchmal besser einschätzen als Männer. Deshalb wandte ich mich auch an Sheila. »Wie sieht dein Eindruck aus?« »Arrogant.« »Ach ...«

Sie nickte. »Ja, John, dieser Mensch macht auf mich einen arroganten und überheblichen Eindruck. Nach der Devise: Mir kann keiner, aber ich kriege euch alle. Und dann hat er noch eine eigene Website. Welcher Arzt hat das nötig?«

»Die wenigsten.«

»Eben. Ich denke, dass er sie nur für sein eigenes Ego aufgebaut hat. Der Typ ist ein Narzisst. Der ist in sich selbst verliebt.« Sie schüttelte den Kopf. »Und so etwas will ein Psychologe oder Psychoanalytiker sein. Nein, das glaube ich nicht.«

»Ist das auch deine Meinung, Bill?«

»Ja. Ich kann dem nichts hinzufügen und gebe Sheila Recht.«

»Dann haben wir ja, was wir suchen.«

»Du hast einen Verdacht?«

»Nein, nein, Bill. Wenn, dann ist es nur ein geringer, denn man kann sich auch in einem Menschen täuschen. Aber hier achte ich auf mein Bauchgefühl. Ich jedenfalls würde nicht zu ihm hingehen, wenn ich seelische Probleme hätte. Das muss ich hier mal festhalten.«

Sheila wies wieder auf den Monitor. »Ich kann mir denken, dass Barker auch mehr Frauen anspricht.«

»Und weiter ...«

Sie zuckte mit den Schultern. »Nein, ich nicht, aber stell dir mal vor, er ist nicht nur Psychologe, sondern auch ein Hypnotiseur. In der Hypnose bist du wehrlos. Da kann man mit dir machen, was man will. Daran sollten wir auch denken. Ich kann mir vorstellen, dass er auf vielen Gebieten aktiv ist. Willst

du ihn besuchen?«

»Sicher.«

»Was wirst du ihm sagen?«

»Dass ich schlechte Träume habe.«

»Nicht gut«, meldete sich Bill.

»Warum nicht?«

Er drehte sich mir zu. »Wie Sheila schon richtig bemerkte, er ist jemand, auf den die Frauen fliegen können. Und ich glaube nicht, dass du Chancen hast. Er wird dich schnell durchschauen. Ich würde dir, wenn ich dich so anschau, keine schlimmen Träume abnehmen. Bei Frauen ist das eher der Fall. Die können sich auch wohl besser verstehen.«

»Dann wäre das ja was für mich«, sagte Sheila.

Bill schnappte nach Luft. »Untersteh dich. Du greifst da nicht ein. Und wenn ich dich fesseln muss.«

Bill hatte sie nicht überzeugt, denn sie sagte: »Du kannst doch mitgehen und in einem anderen Raum in der Nähe auf mich warten. Wäre das nichts?«

»Nein!«, widersprach ich. »Ihr seid außen vor. Wenn jemand etwas in die Wege leitet, bin ich es.«

»Unter Umständen durch Jane Collins«, schlug Sheila vor.

»Ja, an sie habe ich sogar gedacht.«

»Und das ist nicht zu gefährlich für sie?«

Ich winkte ab. »Jane ist eine besondere Frau. Ich denke nicht nur, weil sie den Beruf der Detektivin ausübt, sie besitzt noch latente Hexenkräfte und wird sich nicht so leicht überraschen lassen. Außerdem werde ich sie vorher einweihen. Das wäre schon eine Möglichkeit. Aber darüber muss ich noch nachdenken.«

»Gut«, sagte Bill und starrte auf den Monitor. »Man findet immer wieder was Neues«, flüsterte er sich selbst zu. »Ich hätte gestern Abend nicht gedacht, dass der zweite Teil der Nacht so verlaufen würde. Aber man steckt nicht drin.«

Meiner Ansicht nach war alles getan, was getan werden

musste. Ich spürte auch die Müdigkeit, trank noch einen Schluck Kaffee und bekam das Angebot, den Rest der Nacht bis zum Hellwerden bei den Conollys zu bleiben.

»Ist zwar nett gemeint, Freunde, aber es ist besser, wenn ich zu meiner Wohnung fahre. Von dort aus ist es zudem näher zu meinem Büro hin.«

»Wie du willst, John. War nur ein Vorschlag.«

»Schon klar, Alter.«

Es wurde Zeit, dass ich verschwand. Von Sheila verabschiedete ich mich zuerst, und Bill brachte mich noch bis an die Haustür. »Hast du nicht auch das Gefühl, John, dass es erst der Anfang ist?«

»Leider«, sagte ich und nickte ...

Jeff Boone zuckte mitten im Schlaf zusammen. Seine Augendeckel fingen an zu flattern, aber der Mann erwachte noch nicht. Nur seine Lage veränderte sich. Der Körper spannte sich, und er wirkte mitten im Schlaf wie auf dem Sprung.

Boone spürte, dass etwas mit ihm passierte, ohne es jedoch realisieren zu können. Er dachte noch an seinen Traum. Er hatte sich auf einem Boot befunden und war damit einen Fluss hinabgefahren. Bei ihm waren Freunde gewesen, auch Freundinnen, die Getränke mitgebracht hatten, um eine Party zu feiern.

Jetzt war der Traum vorbei. Einfach dahin. Wie ausgelöscht die Bilder.

Für Boone begann eine unruhige Phase. Das war kein Tiefschlaf mehr, sondern ein Mittelding zwischen Erwachen und Schlafen, und er merkte, dass sich etwas näherte. Es kam von oben, aber eigentlich war es überall. Eine sehr dunkle Wolke, pechschwarz, ohne einen einzigen Funken Licht. Es war der grässliche Alb, der den schönen Traum abgelöst hatte. Der Alb,

der Menschen quälen konnte, sodass es schon einer Folter glich. Auch Boone erlebte und durchlebte dies, und er begann zu stöhnen. Der Mund öffnete sich, die Zunge näherte sich den Lippen, aber sie blieb im Mund verborgen.

Dann vernahm er die Stimme.

Sie sagte nur ein Wort!

»Exit!«

Jeff Boone erwachte.

Diesmal setzte er sich hin. Er schüttelte sogar den Kopf, merkte, dass der Schweiß auf seinem Oberkörper klebte, und drückte seine Hände rechts und links gegen die Wangen.

Er war in seinem Bett erwacht. Er war auch allein, aber er fühlte sich nicht allein, denn jemand war bei ihm, auch wenn er ihn nicht mit den eigenen Augen sah.

Boone wusste, was er zu tun hatte, denn er wurde nicht zum ersten Mal gerufen. Er blieb zunächst in seinem Bett sitzen. Sehr steif und mit durchgedrücktem Rücken. Den Kopf bewegte er ebenfalls nicht und hielt den Blick nach vorn gerichtet, als gäbe es in seinem halbdunklen Schlafzimmer etwas Bestimmtes zu sehen.

Aber da war nicht viel. Ein paar Möbelstücke und ein altes Bild an der Wand, nicht mehr. Eine Kronleuchte unter der Decke, die ebenfalls dunkel war und dort wie ein riesiges Insekt hing, das sich einfach verlaufen hatte.

Boone fühlte sich nicht mehr benommen. Sehr plötzlich war er von einer Klarheit überfallen worden, die ihn trotzdem nicht glücklich machte, sondern mehr einengte.

Er hatte das Wort gehört.

Exit!

Das Erwachen. Sein Erwachen! Eingefangen in der Kälte, die ihn wie ein Panzer umgab.

»Du bist wach?«, hörte er die Stimme.

»Ja.«

»Dann weißt du, was du zu tun hast, Jeff!«

»Ich warte.«

Boone kommunizierte mit jemandem, den er nicht sah. Der irgendwo war, aber sich akustisch in seinem Kopf konzentrierte und ihm auch die entsprechenden Anweisungen geben konnte.

»Du wirst alles tun, was ich dir sage, Jeff. Du wirst nicht von deinem Weg abweichen, sondern einzig und allein meinen Befehlen gehorchen. Hast du verstanden?«

»Ich habe verstanden!«

»Sehr gut.« Die Flüsterstimme gab sich selbst eine kurze Pause, dann fing sie wieder an. »Du wirst aufstehen. Du wirst dich ankleiden, aber du wirst deine Polizei-Uniform anziehen, und du wirst vor allen Dingen nicht vergessen, deine Waffe mitzunehmen.

Danach wirst du dich zu einer bestimmten Stelle begeben, die ich dir noch bekannt gebe. Du kannst mit deinem Wagen dorthin fahren. Du stellst ihn ab, du steigst aus und wirst das tun, was ich dir anschließend befehle. Danach werde ich dich wieder aus meinem Kreis entlassen, und du wirst dich an das, was passiert ist, nicht mehr erinnern. Du wirst wieder zurück in deine Wohnung gehen, das Schlafzimmer betreten und dich wieder in dein Bett begeben und dort wieder einschlafen. Du wirst dich später an nichts mehr erinnern können, normal aufstehen und zu deiner Arbeit gehen. Hast du das verstanden, Jeff?«

»Ja, ich habe verstanden!«

»Dann wünsche ich dir viel Erfolg!«

Die Stimme war weg, aber sie hatte Jeff Boone genügend beeinflusst.

Aus seinem Mund drang ein stöhrender Atemstoß, als er sich herumdrehte und das Bett verließ.

Ja, er hatte verstanden, und er würde alles tun, was man ihm gesagt hatte ...

Ich war schon müde. Möglicherweise mehr als das. Und zwar leicht angeschlagen, aber es war eine Müdigkeit, die mich zugleich auch wach hielt und mein Gehirn stramm weiterarbeiten ließ. Es ging einfach weiter, ich musste da durch, und ich würde es auch schaffen.

Das Geschehen der Vergangenheit lief in meinem Kopf ab und ließ sich auch nicht stoppen. Die Bilder wiederholten sich ständig, und ich rätselte dabei über die Motive nach.

Es gab einen Mord, es gab einen Selbstmord. Steckte wirklich dieser Barnabas Barker dahinter? Es war bisher nur ein Verdacht, aber er verstärkte sich von Minute zu Minute, während ich durch ein London rollte, das im Vergleich zum Tag schon verkehrsberuhigt wirkte, denn ich konnte ohne Staus fahren.

Es gab einen Traumdieb, einen Traumräuber. War ein Mensch, ein Psychologe dazu in der Lage?

Ich konnte die Frage mit Sicherheit nicht beantworten, aber es war für mich vorstellbar. Die menschliche Psyche ist sehr schwer zu verstehen, sie ist auch in gewisser Hinsicht unerforscht, aber es gab immer wieder Menschen, die sich damit beschäftigten und sie auch zu einem guten Teil erforschten. Wenn diese Menschen dann kein Gewissen besaßen und sie für ihre Zwecke manipulierten, dann konnte es schon zu einem derartigen Ergebnis kommen.

Cora Atkins hatte auch von einem Dämon gesprochen. Ich fragte mich, wie sie das gemeint hatte. Man ging manchmal sehr leicht mit dem Begriff Dämon um, und damit musste nicht unbedingt ein Dämon gemeint sein, wie ich ihn kannte. Einer aus der schwarzmagischen Welt. Es konnte auch ein Mensch

sein, dem eine dämonische Eigenschaft zugeschrieben wurde.

Vielleicht dieser Barnabas Barker! Ich wollte ihn nicht vorverurteilen, aber ich besaß inzwischen auch eine gewisse Menschenkenntnis. Ich hatte sein Bild auf dem Monitor gesehen. Mochte er große Chancen beim weiblichen Geschlecht haben, mochten ihn auch Männer mögen und ihn als Patienten besuchen, ich sah diesen Mann mit anderen Augen an.

Ich hatte den Eindruck gehabt, seine Macht zu spüren, mit der er ausgestattet war. Das war jemand, der andere Menschen manipulieren und mit ihnen spielen konnte. Und wenn er dies geschafft hatte, waren die Menschen nicht mehr sie selbst. Dann befanden sie sich in seinen Fängen, und er konnte sie so manipulieren, wie er es wollte und sie auch in den Wahnsinn treiben.

Es regnete nicht, doch die Straßen sahen trotzdem nass aus. Manchmal gaben sie verschwommene Spiegelbilder wider, deren echte Szenen sich rechts und links der Straße aufbauten. Häuser mit Lichtern. Autos, die parkten, wenige Menschen, die sich gegen Wind und Feuchtigkeit stemmten. Auf dem Pflaster sah alles so aus, als sollte es tief im Innern versinken. Fast wie ein Teil Weltuntergang. Mir kamen diese Gedanken. Es mochte auch daran liegen, dass ich ziemlich müde war. Leichte Kopfschmerzen quälten mich ebenfalls, und ich sehnte mich nach einem Bett, wobei ich zugleich wusste, dass ich mit dem Einschlafen Schwierigkeiten haben würde, weil ich innerlich zu aufgedreht war.

Ich wohne in einem Hochhaus. In einem von zwei, die nebeneinander standen. Zwischen ihnen gab es Parkflächen für Mieter und Besucher. Ich allerdings konnte meinen Rover in einer Tiefgarage abstellen, die ebenfalls zum Haus gehörte.

Um diese Zeit sahen die Türme aus wie große dunkle Schornsteine, bei denen nur an wenigen Stellen das Gestein aufgebrochen war, damit das Licht freie Bahn hatte. Der größte Teil der

Menschen schlief, und einige würden schon bald wieder aufstehen und sich in den Londoner Berufsverkehr stürzen.

Der letzte Teil des Weges führte der Zufahrt der Tiefgarage entgegen, die in der Tiefe verschwand. An der rechten Seite gab es einen Weg, der auf einem der beiden Parkplätze endete, der mich nicht interessierte. Ich wollte in die Garage. Ich war auch der einzige Fahrer, der sich um diese Zeit näherte. Okay, ich war müde, aber ich behielt die Umgebung trotzdem im Auge.

Der Polizist war plötzlich da!

Vom Himmel konnte er nicht gefallen sein. Da er von der rechten Seite kam, ging ich davon aus, dass er auf dem Parkplatz etwas untersucht oder entdeckt hatte. Das war vorbei, denn jetzt interessierte er sich für mich und kam mit forschen Schritten auf meinen Rover zu.

Was er von mir wollte, war unklar. Es konnte aber sein, dass etwas passiert war, dass sich auf dem Parkplatz Dealer und Junkies getroffen hatten, um ihre Geschäfte zu machen. Das alles war möglich, und ich stoppte den Rover.

Auch der Kollege ging nicht mehr weiter. Er stand an der rechten Fahrerseite. Ich wartete darauf, dass er näher kam, um mich zu befragen, aber er traf keine Anstalten, sich in Bewegung zu setzen. Er blieb dort stehen, wo er auch angehalten hatte, schaute zu mir hin und winkte dann mit der linken Hand.

Das Zeichen verstand ich. Er wollte, dass ich ausstieg. Für ihn war ich ein normaler Mitbürger und kein Kollege. Das stand weder am Wagen noch an mir geschrieben.

Ich schnallte mich los und öffnete die Tür. Es war ärgerlich, aufgehalten zu werden, aber ich konnte mich schlecht dagegen wehren. Allerdings würde ich ihm bald etwas erklären müssen.

Der Mann wartete auf mich.

Er trug die Mütze auf dem Kopf. Der Schirm war recht tief in die Stirn gezogen. Mir fiel auf, dass er sich kaum bewegte. Er wollte, dass ich zu ihm kam, und er sprach mich auch nicht an,

wie ich es eigentlich erwartet hätte.

Normalerweise sind englische Polizisten höflich. Diesem Knaben hier schien die Nachschicht nicht zu schmecken. Ich suchte auch nach einem Kollegen, da aber fiel mir nichts auf, was mich auch wiederum wunderte, denn normalerweise gingen die Uniformierten zu zweit auf Streife.

Ich ging auf den Mann zu, der sich nicht bewegte. Er stand ebenso im feucht-kühlen Wind wie ich. Obwohl sein Gesicht mehr im Schatten lag, sah es aus wie eine bleiche Masse.

Ich wollte ihn ansprechen, als er sich bewegte. Und zwar so, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte. Seine rechte Hand zuckte nach unten, vielleicht nur zur Seite, so genau sah ich das in der Dunkelheit nicht, doch was dann passierte, war für mich nicht mehr nachvollziehbar. Da hatte ich das Gefühl, in einem Albtraum oder in einer schlechten Filmszene zu stecken.

Der Kollege hielt eine Waffe in der Hand. Das wäre allein nicht so schlimm gewesen, aber er richtete die Waffe plötzlich auf mich, und er machte den Eindruck, als wollte er abdrücken.

Mir blieb die Luft weg. Ich hatte den Eindruck, einen Tiefschlag zu erhalten. Plötzlich drehte sich alles vor meinen Augen, aber das nur für eine Sekunde, und es konnte auch an der Müdigkeit liegen. Dann aber war ich hellwach, und ich schaffte es, in seine Augen zu schauen, die sich unter dem Mützenschirm abzeichneten.

Eis lag darin. Eine eisige Kälte. Der Wille, abzudrücken und mir eine Kugel in den Leib zu jagen. Trotz meiner Starre war mir klar, dass es genau die Sekunden waren, die über Leben und Tod entschieden. Wenn ich jetzt nichts tat, war ich verloren.

Man kann einer Kugel nicht entwischen, aber man kann schneller sein als die Person, die bereit ist, die Kugel auf die Reise zu schicken. Und das wollte ich durchziehen.

Mein Schlag erwischte die Waffenhand in einem Reflex. Er konnte die entscheidende Sekunde früher gewesen sein, ich

wusste es aber nicht, und ging sofort zu einem weiteren Angriff über. Mit einem harten Schlag fegte ich den Mann von den Beinen. Er durfte nicht die Chance erhalten, auf mich anzulegen. Ich fiel mit einem pantherhaften Sprung auf ihn und schaffte es, seine rechte Waffenhand zu umklammern, die ich hart gegen den Boden drückte.

Beim Fallen war ihm die Mütze vom Kopf gerutscht. Da ich über ihm lag, sah ich für einen Moment das Gesicht, das mir nicht mal so schlimm vorkam. Bei ihm waren es mehr die Augen, in denen ich etwas sah, das mir einen eiskalten Schauer über den Rücken blies.

Das Gesicht verschwand, als ich zur Seite rutschte, seinen Arm anhob und ihn gegen das Pflaster schmetterte, als er den Weg wieder nach unten fand.

Der Polizist knurrte wie ein Tier. Aber er ließ die Waffe nicht los. Er versuchte auch nicht, mich abzuschütteln, sondern war darauf programmiert, seine Pistole trotz der Klammer in meine Richtung zu drehen, um mir eine Kugel in den Kopf zu jagen.

Ich wunderte mich über die Kraft des Mannes, die beinahe schon unmenschlich war. Für mich war es nicht zu fassen, dass ich von einem Kollegen angegriffen worden war, aber davon wollte ich mich nicht weiter ablenken lassen. Ich musste aus dieser verdamten Situation lebend herauskommen, und der Kampf ging weiter.

Der Mann reagierte wie ein Roboter. Er stöhnte nicht einmal, während ich schon keuchte und mich anstrengte, die Faust zu öffnen, die das Schießeisen umklammert hielt.

Der Kampf dauerte nicht lange, nur kam er mir persönlich viel länger vor. Ich lag noch in der gleichen Haltung, doch das änderte sich, als der Polizist zu einer anderen Methode griff und sich plötzlich aufbäumte.

Auch ich wurde in die Höhe gedrückt. Mein Griff lockerte sich zwangsläufig, und plötzlich konnte der Kollege seine rechte Hand drehen, sodass die Mündung auf mich zeigte.

Ich griff noch einmal nach. Es war alles, was ich tun konnte. Meine Hand stieß gegen seinen rechten Unterarm und brachte ihn aus der ursprünglichen Richtung.

Er schoss trotzdem.

Und er traf auch!

Allerdings nicht mich, sondern sich selbst. Durch den letzten Schlag hatte ich die Waffe so gedreht, dass die Mündung im Augenblick des Abdrückens auf den Kopf des Polizisten zeigte.

Die Kugel hatte niemand mehr aufhalten können. Sie war schräg in die Stirn des Mannes gejagt. Es war so etwas wie ein finaler Todesschuss gewesen. Der Polizist zuckte nicht mal zusammen. Er starb auf der Stelle und erschlaffte.

Ich lag über dem Toten und war noch nicht in der Lage, mich zu erheben. Ich spürte das innere Zittern, erlebte einen Schweißausbruch, dachte für einen Moment daran, dass dies alles nicht wahr sein konnte, und musste mich damit abfinden, dass es trotzdem den Tatsachen entsprach, denn das Gesicht dicht vor mir sagte alles.

Ich stand auf. Meine eigene Waffe hatte ich nicht gezogen. Es war alles zu schnell gegangen. Hinter mir stand der Rover noch immer mit eingeschalteten Scheinwerfern, und erst jetzt überfiel mich das Wissen, wie knapp es für mich gewesen war. Hätte der Mann geschossen, als ich auf ihn zugegangen war, ich hätte nicht die Spur einer Chance gehabt, aber er hatte zu lange gezögert und es auf seine Art und Weise durchziehen wollen. Vielleicht auch, um auf Nummer Sicher zu gehen. Und es war ein Kollege gewesen.

Das genau brachte das Fass zum Überlaufen. Wieso ein Kollege? Warum hatte er mich töten wollen? Was hatte ich ihm getan? Nichts. Wir waren uns nie zuvor begegnet.

Mit noch sehr unsicheren Schritten ging ich zurück zu meinem Rover, öffnete die Tür und setzte mich auf den Fahrersitz. Der Schuss war laut gewesen, aber niemand schien ihn gehört

zu haben. Zumindest kümmerte sich kein Mensch darum. Die kleine Welt hier hatte sich nicht verändert, aber mir war klar, dass jemand die Jagd auf mich eröffnet hatte, der mehr Informationen über mich besaß als ich über ihn.

Ich hätte jetzt sagen können, dass zahlreiche Gegner für diesen Anschlag infrage kamen, aber soweit dachte ich nicht. Denn es kristallisierte sich komischerweise ein Name hervor, und der hieß Barnabas Barker ...

Fünfzehn Minuten später war ich nicht mehr allein. Da gab es auch keine Dunkelheit mehr in der Umgebung. Nicht nur die Lichter der Streifenwagen warfen ihren Schein in die Dunkelheit der Nacht, um ihr einen schaurigen Anstrich zu geben, auch die ersten Scheinwerfer wurden aufgestellt, deren helle Kegel auf den toten Polizisten gerichtet waren. Ich hatte meinen Kollegen das Feld überlassen, saß wieder im Rover, dessen Fahrertür offen stand, und schaute hin und wieder auf den Mann, der neben mir stand. Es war mein Freund Suko, den ich als Ersten herbeitelefoniert hatte.

Aber er war nicht allein gekommen. Auch Shao, seine Partnérin, hatte die Wohnung verlassen. Sie stand ebenfalls in meiner Nähe. Ihren Oberkörper hatte sie in eine Windjacke gehüllt.

Die Kollegen wollten meine Aussage haben. Die machte ich so detailliert wie möglich. Man war zufrieden. Es war auch alles nachvollziehbar, und man würde sich um die Spuren kümmern.

Ich wollte auch nicht mehr sitzen bleiben, drückte mich in die Höhe und wurde von Shao und Suko flankiert.

»Kannst du Fragen beantworten, John?«

»Klar.«

»Gut.« Suko nickte.

Bevor er weiterhin etwas sagen konnte, kam ich ihm zuvor.

»Ich weiß, dass du nicht begreifen kannst, dass es ein Kollege war, der mich töten wollte.«

»War er denn ein Kollege?«, fragte Shao.

»Ja. Alles weist darauf hin. Es war keiner, der sich eine Uniform gestohlen hat, denn er war den Besatzungen der beiden Streifenwagen hier bekannt.« Ich schüttelte den Kopf.
»Es ist unfassbar. Da kommt der Mann auf mich zu, zieht seine Waffe und will mich töten. Einfach so.«

»Aber auch einfach ohne Grund?«

»Das genau, Suko, ist das Problem. Er muss einen Grund gehabt haben. Er kannte mich, ich kannte ihn nicht. Ich frage mich daher, warum das so gewesen ist.«

»Aus Spaß bist du ja nicht erst so spät zurückgekommen - oder?«

»Genau das ist das Problem«, gab ich zu. Ich war noch nicht dazu gekommen, den beiden von meinen Erlebnissen der vergangenen Nacht zu berichten und begann mit dem Satz:
»Ich kam von den Conollys.«

»Nein!«

»Doch, Shao, aber ich war nicht bei ihnen, um mir mit Sheila und Bill einen schönen Abend zu machen. Das hatte schon andere Gründe, und ich kann behaupten, dass es dienstlich war.«

In den nächsten Minuten erfuhrten sie alles, was mir widerfahren war. Sie hörten zu, und manchmal sah ich auch den Unglauben in ihren Augen. Dann fragte Shao verwundert: »Warum hast du denn nichts gesagt? Du hättest uns mitnehmen können und ...«

Ich zuckte die Achseln. »Wer hätte denn schon voraussagen können, wie sich die Dinge entwickeln würden? Ich nicht, ihr auch nicht, aber sie haben sich entwickelt, und wir haben ein Problem.«

»Das Dr. Barker heißtt«, stellte Suko fest.

»Ich weiß es noch nicht. Es kann durchaus sein, und es gibt

zu viele Parallelen. Hier war es der Polizist, der mich hat umbringen wollen. Völlig motivationslos. Auf der anderen Seite hat Cora Atkins ihren Mann ebenfalls getötet, für mich ebenfalls unverständlich, und dann brachte sie sich selbst um, wobei ich daran denke, dass sie es nicht aus eigenem Willen heraus getan hat. Jemand hat sie gelenkt, und dieser Lenker ist auch derjenige gewesen, der den Menschen die Träume geraubt hat. So zumindest sehe ich die Dinge. Er nahm ihnen die Träume, er machte sie zu Marionetten, zu Puppen. Er hatte sie in der Hand. Sie taten das, was er wollte.«

»Sogar euer Kollege«, murmelte Shao.

Ich hob die Schultern. »Das begreife ich ehrlich gesagt auch nicht, Shao. Ich frage mich wirklich, wie so etwas möglich ist. Aber es ist möglich. Ich stieg aus dem Wagen. Er kam auf mich zu, und dann ist es eben passiert. Blitzschnell, überfallartig.« Ich schaute an den beiden vorbei auf den Toten, über den eine Plane ausgebreitet worden war. Auch Neugierige hatten sich eingefunden, angelockt vom Licht und der sich drehenden Scheinwerfer auf den Dächern der Streifenwagen. Man sollte nicht glauben, dass so viele Menschen in einer so kurzen Zeit zusammenkamen, und das in den frühen Morgenstunden.

»Wenn wir den Faden weiterspinnen, John«, sagte Suko, »könnte es bedeuten, dass dieser Barnabas Barker ein gewisses Netz gespannt hat, zu dem viele einzelne Personen gehören.«

»Darauf läuft es wohl hinaus.«

»Und er weiß inzwischen, dass du dich mit dem Fall beschäftigst.«

»Stimmt. Aber nicht nur ich, auch die Conollys. Und deshalb müssen sie so schnell wie möglich informiert werden, denn sie müssen sich darauf einstellen, auch zur Zielscheibe zu werden.«

Weder Shao noch Suko widersprachen, weil sie die Dinge ebenfalls so sahen. Ich dachte nur darüber nach, wie der Mann im Hintergrund so schnell erfahren hatte, wer sich da um den

Fall kümmerte. Das war für mich noch immer ein Rätsel.

»Interessant ist auch zu erfahren, was dieser tote Polizist für ein Mensch gewesen ist. Wenn man Hintergründe aufhellen kann, gibt es bestimmt Spuren.«

Ich gab Suko Recht und sagte: »Dabei kenne ich noch nicht mal seinen Namen.«

»Das wird sich ändern.«

Ich wollte die Zukunft zur Gegenwart machen und ging auf den Chef der Truppe zu. Auch einige Reporter hatten den Weg gefunden. Ihrem Blitzlicht konnte so leicht niemand entgehen, und ich versuchte immer, meinen Kopf so schnell wie möglich zur Seite zu drehen.

Der Kollege hatte mich gesehen. Er hieß Owen und kam mit langsamem Schritten auf mich zu.

»Es ist mir noch immer ein Rätsel, Mr. Sinclair, wie so etwas passieren konnte und ...«

Ich winkte ab. »Lassen wir das mal beiseite, Mr. Owen. Ich weiß nicht mal, wie der Kollege heißt.«

»Jeff Boone.«

»Den Namen habe ich nie gehört.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Meine nächste Frage zielte auf das eigentliche Problem. »Was weiß man über ihn?«

Owen zeigte sich leicht irritiert. »Bitte, er ist bisher nicht aufgefallen. Er war ein Mann, der seine Pflicht getan hat. Zehn Jahre schon war er bei der Metropolitan Police.«

»Ist er durch irgendwas aufgefallen?«, fragte Suko, der sich zu uns gesellt hatte. »Nein.«

»Nicht dienstlich, meine ich.« »Sondern?«

»Privat. Hatte er Probleme? Gab es Ärger in seinem persönlichen Umfeld, der, von welcher Seite auch immer, ausgenutzt werden konnte?«

Owen schob seine Unterlippe vor. »Das ist ein Thema, über das ich Erkundigungen einziehen müsste.«

»Können Sie es sofort tun?«, fragte ich.

Obwohl der Kollege überrascht war, gab er sich dennoch solidarisch. »Gut, ich werde mich mit seinem Vorgesetzten in Verbindung setzen, auch wenn es noch Nacht ist.« »Tun Sie das bitte.« Owen drehte ab, und wir gingen wieder zurück zu unserem Rover, wo Shao wartete. »Ich denke, es ist Zeit, dass wir die Conollys informieren«, meinte sie. »Du hast doch sicherlich ein Handy dabei, John?« »Wer hat das nicht?« Ich griff in die Tasche, und wenig später schon hatte ich Bill am Apparat. Er und seine Frau hatten noch nicht geschlafen. »Bist du gut zu Hause angekommen, John?« »Na, nicht ganz.«

»Scheiße«, flüsterte er, »das hört sich nicht gut an.«

»Es ist auch nicht gut«, erklärte ich. In den nächsten Minuten erfuhr mein Freund, was ich erlebt hatte. Er war natürlich geschockt, wollte auch Fragen stellen, aber ich kam ihm zuvor und wies ihn darauf hin, dass ihm und Sheila das Gleiche passieren konnte.

»Wir sind im Visier einer Person, die wir nicht kennen. Die uns aber kennt. Die Bescheid weiß, und die nicht nur Träume raubt. Darüber müssen wir uns klar werden.« »Dr. Barker.«

»Ja, möglich. Es fehlen die Beweise. Aber wir können zunächst davon ausgehen.«

»Was genau hast du dir gedacht, John?«

»Konkretes muss sich noch herauskristallisieren, Bill. Mir geht es allein darum, dass ihr geschützt seid, was man ja eigentlich nicht kann. Aber ihr sollt euch darauf einstellen, dass Dinge passieren können, mit denen man normalerweise nicht rechnet, nicht rechnen kann. Ich habe Glück gehabt, dass ich noch lebe. Ich hätte nie gedacht, dass der Polizist, der mich sprechen wollte, gekommen war, um mich zu töten. Wir können ihn nicht mehr fragen, ebenso wie es bei dem Ehepaar Atkins nicht mehr möglich ist. Wir müssen jetzt auf Umwegen versuchen, die Fälle aufzuklären. Haltet auf jeden Fall die Augen offen.«

»Machen wir, John. Trotzdem noch eine andere Frage. Was ist mit Barnabas Barker?«

»Er bleibt der Hauptverdächtige. Ich vermute, dass er mit Cora Atkins in Verbindung stand und sie ihm die entsprechenden Nachrichten übermittelt hat. Sie war ja nicht mehr sie selbst. Für mich ist sie so etwas wie ein Zombie gewesen, der geleitet wurde. Mehr kann ich dir zu ihr auch nicht sagen.«

»Danke jedenfalls, dass du angerufen hast, John. Wir werden uns entsprechend darauf einrichten.« »Okay, ihr hört wieder von mir.«

»Das wird Bill auch nicht eben freudig gestimmt haben«, meinte Suko.

»Sicherlich nicht, aber was sollen wir machen? Wir können zunächst nur warnen und nicht eingreifen. Alles andere wäre verkehrt. Kühlen Kopf behalten und uns dem Verdächtigen behutsam nähern.«

»Einem Psychologen«, sagte Shao mit leiser Stimme. »Einem Menschen also, der anderen Menschen helfen soll, damit sie ihre Probleme loswerden. Stattdessen fängt er an, sie zu manipulieren und raubt ihnen ihre Träume. Wenn er das getan hat, dann fehlt ihnen etwas. Dann sind sie keine Menschen mehr.«

»Zumindest keine, auf die man sich verlassen kann. Man kann ihre Reaktionen nicht ausrechnen, denn man weiß nicht, welche Befehle sie in den nächsten Minuten bekommen werden. Ich denke da an eine Fernhypnose. So einen Zustand muss auch Cora Atkins erlebt haben. Wahrscheinlich hat sie genau in dem Augenblick durchgedreht, als man ihr das für sie wichtige Stichwort gab.«

»Wie bei Jeff Boone.«

»Genau, Shao. Aber du kennst auch Jane. Sie würde diesen Auftrag sofort annehmen, das ist sicher.«

»Und du meinst nicht, dass Barker auch sie kennt?«

»Nein, das glaube ich nicht. Er hat die Conollys und mich

doch erst durch seine geistige Verbindung zu Cora Atkins kennen gelernt. So stelle ich mir das zumindest vor.«

»Ja, das ist möglich.«

»Und wer ist er wirklich?«, fragte Suko. »Ist er ein Mensch oder ist er ein Dämon?«

»Cora hat diesen Traumdieb als Dämon bezeichnet, ob sie den Dämon im eigentlichen Sinn des Wortes gemeint hat, weiß ich beim besten Willen nicht. Sie wird einen Vergleich eingesetzt haben.« Ich drehte den Kopf, weil Kollege Owen auf uns zukam. »Aber sie kann auch ganz konkret diesen Dämon gemeint haben. Man weiß es eben nicht.«

Das Gesicht des Kollegen zeigte schon einen ernsten Ausdruck, als er bei uns stehen blieb. »Ihre Idee war gut, Mr. Sinclair. Der Anruf bei Boones Vorgesetztem hat tatsächlich etwas ergeben.« Er blies die Luft aus. Es war schwer für ihn, die richtigen Worte zu finden. »Jeff Boone hatte Probleme.«

»Private?«, fragte Shao.

»Ja. Mit seiner Ehe. Er... ahm ... nun ja, diese Probleme schlugen sich auch auf seinen dienstlichen Einsatz nieder, das heißt, er arbeitete nicht so, wie man es von ihm erwartete.«

»Was war die Konsequenz?«

Owen schaute mich an. »Jeff Boone musste sich in psychologische Behandlung begeben.«

Für einen Moment schwiegen wir. Es war nicht so besonders ungewöhnlich, dass Polizisten aufgrund ihres aufreibenden Jobs unter starkem Stress standen und sich deshalb in Behandlung begaben. Aber hier traf wieder alles zusammen, und wir waren nicht mal so überrascht, das sah ich auch an den Gesichtern meiner Freunde.

Die nächste Frage überließ man mir. »Kennen Sie den Namen des Psychologen, Mr. Owen?«

»Ja.«

»Heißt er zufällig Dr. Barker?«

»Ja, so heißt er.«

Ich atmete tief durch. Shao und Suko schauten mich so bedeutungsvoll an, dass es dem Kollegen Owen auffiel.

»He, sehen Sie da eine Verbindung?«

»Der Name ist uns nicht unbekannt«, erwiderte ich ausweichend.

»Mir wurde gesagt, dass er zu den besten Fachleuten auf seinem Gebiet gehört. Es ist gar nicht mal leicht, einen Termin bei ihm zu bekommen, aber Boone muss es geschafft haben.«

Nicht ohne Grund!, dachte ich. So hat er zumindest auch einen Polizisten unter seiner Kontrolle gehabt. Aber es musste nicht unbedingt bei dem einen bleiben.

Owen zuckte mit den Schultern. »Mehr kann ich Ihnen im Moment nicht sagen.«

»Danke, Sie haben uns schon sehr geholfen«, erklärte ich. »Es ist natürlich klar, dass wir den Fall weiterhin verfolgen werden. Die Tat selbst ist aufgeklärt. Uns geht es jetzt um die Hintergründe. Das ist etwas für uns.«

»Das sehe ich auch so. Wahrscheinlich werden wir dann von zwei Seiten an den Fall herangehen.«

Ich wollte nicht mehr länger hier draußen herumstehen. Die Spannung war gewichen. Wieder kehrte die Müdigkeit zurück, und ich merkte auch, dass meine Beine schwer geworden waren. Es würde zwar bald hell werden, trotzdem wollte ich mich noch hinlegen, etwas schlafen und vielleicht auch träumen.

Das erklärte ich Suko und Shao. Sie versprachen mir, noch die Stellung zu halten.

Ich zog mich zurück und betrat das Haus nicht durch den normalen Eingang, der jetzt hell erleuchtet war. Dort hielten sich auch einige Presseleute auf, die mit ihren Redaktionen telefonierten. In unsere Nähe waren sie glücklicherweise nicht gelangt. Gegen Fotos hatten wir uns allerdings nicht wehren können.

Bevor die Reporter merkten, dass ich verschwunden war, fuhr

ich bereits in die Tiefgarage ein, deren Tor sich hinter mir wieder automatisch schloss.

In der Halle fühlte ich mich für einen Moment wie ein Gefangener. Sie war so groß und düster - wie ein Maul, das zugeklappt war, nachdem es die Beute verschlungen hatte, dieser Vergleich kam mir in den Sinn.

Den Rover lenkte ich in die für ihn reservierte Parktasche hinein. Mit dem Lift fuhr ich hoch in die zehnte Etage, in der auch meine Wohnung lag, direkt neben der meiner Freunde Shao und Suko.

Ich war jetzt auch verdammt müde und wünschte mir nichts so sehr wie ein Bett...

Das Ehepaar Collins saß sich in Bills Arbeitszimmer gegenüber. Beide hielten ihre mit Rotwein halb gefüllten Gläser in den Händen und schauten sich an. Bill hatte seiner Frau von Johns Anruf erzählt, und Sheila war der gleichen Meinung gewesen wie der Geisterjäger.

»Dann wird Barker über uns Bescheid wissen«, stellte sie fest, »und wir müssen uns darauf einstellen.« »Ja.«

»Das ist nicht gut. Damit habe ich nicht gerechnet, Bill.« Sie rang nach Atem. »Jetzt stehen wir also auch in der Schusslinie. Die andere Seite hat sogar einen Polizisten als Killer geschickt, und ich frage mich, wen sie zu uns schicken wird.«

Bill nippte an seinem Wein. Eigentlich war es gemütlich in seinem Arbeitszimmer, besonders bei diesen Lichtverhältnissen. Aber nach Entspannung war ihnen beiden nicht zu Mute. Sheila hatte um ihre Schultern eine rote Strickjacke gehängt und hob trotzdem fröstelnd die Schultern, als sie nach ihrem Weinglas griff.

»Wir sollten wirklich die Ruhe bewahren, Sheila. Noch ist es Theorie. Aber es war gut, dass John uns gewarnt hat. So erklärt

sich auch die Tat der Cora Atkins.«

»Ja, sie muss einen Befehl erhalten haben. Irgendein Schlüsselwort, das ausreichte, um so zu handeln.« Sie schaute auf ihre Füße. »Was bezweckt Barker denn damit?«

»Kontrolle, Sheila. Er will die Kontrolle über bestimmte Menschen bekommen. Unter anderem auch über Menschen, die an exponierter Stelle stehen, wie dieser Polizist. Er kann ein Schläfer gewesen sein, der erst wieder den Weckruf erhielt, als er gebraucht wurde.«

»Du hast Recht. Dabei fragt man sich sofort, wie viele dieser Schläfer es noch gibt.«

Bill zuckte die Achseln. Sheila sprach leise weiter. »Ich kann mir sogar vorstellen, dass es ihm im Laufe der Zeit gelungen ist, sich ein Netz zu schaffen. Dass er überall in London Leute sitzen hat, ob Frauen oder Männer, die unter seiner Kontrolle stehen und die er bei Bedarf abrufen kann.« Sie schüttelte den Kopf. »Ist das nicht ein makabres Szenario?«

»Ich kann dir leider nicht widersprechen.«

»Er will die Macht!«, flüsterte Sheila. »Nicht die Macht des Geldes. Nein, er will die Macht über die Menschen bekommen. Dafür ist er ausgebildet worden. Aber er ist schon weiter, Bill, denn er hat diese Macht auch bekommen, und das macht mir Angst. Er muss einfach gestoppt werden.«

Der Reporter nickte. Johns Anruf hatte ihn etwas gelähmt. Seine Nerven waren angespannt. Sie saßen hier im Haus, und es war möglich, dass irgendwo jemand hockte und ihnen einen Killer schickte. Einen Menschen, der vielleicht gar nicht wusste, was er tat, der nur reagierte wie eine Maschine, die eingestellt worden war.

Er wandte sich wieder dem Bildschirm zu. Auf dem Monitor war noch immer die Gestalt des Dr. Barnabas Barker zu sehen. Bill hatte das Gefühl, dass von dessen glattem Gesicht ein tödliches Versprechen ausging, und er spürte schon die Gänsehaut.

»Ich könnte ihn anrufen«, sagte er plötzlich. »Oder ihm eine E-Mail schicken.«

»Wird das etwas nutzen? Um diese Zeit, Bill?«

»Ich denke nicht, dass sich Barker in dieser Nacht hingelegt hat. Er wird sehr aufmerksam sein.«

»Was bezwecken wir mit einer Nachricht?«

»Zumindest weiß er dann, dass wir ihn im Visier haben.«

»Das ist nicht gut, Bill. Ich bin der Meinung, dass er nicht erfahren soll, wie nahe wir ihm bereits sind.« »Hör auf, das weiß er längst.« Bill lehnte sich wieder zurück und legte seine Hände im Nacken zusammen. »Du hast ja Recht. Mich macht es nur nervös, wenn ich hier herumsitze und nicht schlafen kann, weil mein Kopf voller Gedanken ist.«

»Die Alarmanlage ist eingeschaltet.« »Beruhigt dich das?« »Etwas.«

»Wir sollten auch Johnny einweihen, wenn er wach ist«, meinte Bill.

»Dagegen habe ich nichts. Aber ob er bereit sein wird, sich länger hier im Haus aufzuhalten, weiß ich auch nicht. Johnny hat seine Termine, und ich meine, dass wir unser Leben so normal wie möglich weiterführen sollten, wenn auch mit geringen Einschränkungen.«

»Gute Idee. Aber« Es war das Telefon, das sie störte. »Wieder John?«

»Abwarten.« Bill hob den Hörer ab. Dabei sah er, dass Sheila eine Gänsehaut bekommen hatte. »Ja ...« Das leise Lachen war einfach da. Es klang so kalt und abgebrüht. Bill umklammerte den Hörer härter. Er schaute unwillkürlich auf den Monitor und hatte das Gefühl, als dränge das Lachen direkt aus dem Mund des kalt lächelnden Psychologen.

Er riss sich zusammen. »Bitte, was soll das um diese Zeit?«

»Es ist euer Pech. Ihr hättet euch nicht einmischen sollen. Deshalb steht ihr auf meiner Liste.«

Mehr sagte der Anrufer nicht. Er unterbrach die Verbindung.

Bill legte den Hörer ebenfalls zurück und hörte Sheilas flüsternde Stimme: »War er das?«

»Keine Ahnung. Er hat sich nicht mit seinem Namen gemeldet.« Bill schaute wieder auf den Bildschirm. »Aber ich gehe mal davon aus, dass er es gewesen ist.«

»Und was wollte er?«

»Uns drohen. Er hat uns erklärt, dass wir auf seiner Liste stehen. Mehr wurde nicht gesagt.«

Sheila schluckte. Dann fragte sie leise: »Glaubst du ihm?«

»Ja, Sheila. Nach allem, was mittlerweile vorgefallen ist, müssen wir das wohl...«

Über London graute der Tag, die Nacht war vorbei, und viele Menschen befanden sich wieder in Bewegung.

Auch ich erlebte den neuen Morgen, nachdem ich tatsächlich noch knapp zwei Stunden geschlafen hatte, aber von keinen Albträumen gequält worden war. Mich hatte auch kein Telefon gestört, doch als ich erwachte, galten meine ersten Gedanken den Vorgängen der Nacht. Ich hätte eigentlich schon unterwegs sein müssen, aber auf eine bestimmte Zeit und Pünktlichkeit kam es jetzt nicht an.

Shao und Suko schliefen sicherlich auch nicht mehr, doch nach dem Duschen galt der erste Anruf den Conollys.

Bill war sehr schnell am Apparat. »Du nimmst mir den Anruf vorweg. Ich hatte schon fast den Hörer in der Hand.«

»Gibt es was Neues bei euch?«

»Ja, wir wurden angerufen, und das noch in der Nacht.«

»Von wem?«

»Ein Name wurde nicht genannt, aber wir gehen davon aus, dass es Barker gewesen ist. Er erklärte uns, dass wir auf seiner Liste stünden, weil wir uns eingemischt haben.«

»Verdammtd. Genau das habe ich befürchtet.«

»Nun ja, wir können uns nicht verkriechen, John. Es ist ja nicht das erste Mal, dass wir bedroht werden.«

»Du hast Recht. Nur sind die Gegner diesmal andere. Normale Menschen, denen du nicht ansiehst, was sie vorhaben, wenn sie auf dich zukommen.«

»Gut, ich bleibe bei Sheila.«

»Das ist wichtig.«

»Wie wird es bei dir laufen?«

»Ich werde mit Jane Collins reden.«

Bill pfiff durch die Zähne. »Du willst sie doch einsetzen?«

»Ja, das hatte ich vor. Allerdings werde ich in ihrer Nähe bleiben. Ich will einfach wissen, wer dieser Barker wirklich ist. Und dabei kann mir Jane helfen.«

»Okay, John, ich melde mich jedenfalls, wenn sich bei uns etwas tut.«

»Darauf bestehe ich auch.«

Ich war nicht eben fröhlich, als ich den Hörer wieder auflegte, aber wie das bei einem Menschen so ist, die eigenen Bedürfnisse werden auch in extremen Situationen nicht hinten angestellt, und so verspürte ich den normalen Hunger, der mich nach dem Aufstehen eigentlich immer packte. Ich wollte mir ein kleines Frühstück machen, aber dazu kam ich nicht, denn wieder meldete sich der moderne Quälgeist.

Diesmal wollte mein Chef, Sir James, etwas von mir.

»Sie sind schon auf?«

»Warum nicht, Sir?«

»Nach der Nacht?«

»Sie wissen Bescheid?«

»Unvollständig. Nur dass Sie bei dem Tod eines Polizisten dabei gewesen sind, das hat sich selbst bis zu mir herumgesprochen.«

»Es hatte seinen Grund, Sir.«

»Ich höre.«

Wir sprachen einige Minuten miteinander. Wenn Sir James

und ich Informationen austauschten, dann beschränkten wir uns auf das Wesentliche, aber zugleich auch auf prägnante Punkte. So erfuhr mein Chef alles, was in diesem Fall wichtig war.

Er schwieg, und das wies darauf hin, dass er doch recht betroffen war. »Da scheint etwas Großes auf uns zuzukommen. Ich habe den Namen des Psychologen ebenfalls noch nicht gehört, aber ich werde Nachforschungen anstellen. Wobei wir uns auf verschiedenen Ebenen bewegen, John, und ich Sie fragen möchte, wie Ihre eigenen Pläne aussehen.«

»Ich drücke mich mehr in den Hintergrund.«

»Warum?«

»Weil ich an Jane Collins dachte.«

Mit Sir James sprach ich den Fall durch. Zwar hatte auch er Bedenken, aber er sah auch die Notwendigkeit ein, dieser Person auf einem anderen Wege in die Quere zu kommen.

»Jane ist dafür perfekt, Sir. Sie lässt sich von gewissen Typen nicht so leicht einlullen.«

»Das weiß ich ja. Deshalb fangen Sie damit an, John, Ihr Netz zu spannen.«

»Okay.«

»Sehe ich Sie noch im Büro?« »Ich denke nicht. Was mit Suko ist, weiß ich nicht. Es kann allerdings sein, dass wir für Jane so etwas wie eine Rückendeckung bilden, ohne jedoch die Praxis des Psychologen zu betreten. Wir müssen uns da noch etwas ausdenken.«

»Gut, John. Dann möchte ich nur, dass Sie mich auf dem Laufenden halten.«

»Werde ich machen.« Als das erledigt war, wollte ich mich um mein Frühstück kümmern, aber wieder hatte ich Pech, denn jetzt störte mich Suko. Er war schon fertig und hatte die Wohnungstür mit seinem Ersatzschlüssel geöffnet. »Guten Morgen.«

»Hoffentlich wird er gut«, sagte ich. »Kommt auf deinen Plan an.« »Dann lass uns zu dir gehen. Ich muss etwas essen. Wie

sieht es aus? Hat Shao ...«

»Ja, Obst und Körner.« Ich verdrehte die Augen. »In der Not esse ich auch Körnerfutter.«

»Aber nicht, dass du anfängst zu fliegen.«

»Nein, das überlasse ich Carlotta, dem Vogelmädchen.«

Ich nahm meine Jacke mit. Ansonsten trug ich alles bei mir, was wichtig war. Shao bediente mich. Tee war auch noch vorhanden, und das Körneressen wühlte ich in mich hinein. So hatte ich wenigstens etwas im Magen.

Während ich noch eine zweite Tasse Tee zu mir nahm, kam ich auf meinen Plan zu sprechen. Keiner war begeistert, ich auch nicht, aber Jane konnte in diesem Fall zu einem Joker werden. »Dann gib ihr zumindest vorher Bescheid«, sagte Shao. »Werde ich machen.« Ich erwischte sie nicht. Dafür aber Lady Sarah Goldwyn, die uns erklärte, dass Jane unterwegs war, um Toastbrot für das Frühstück zu besorgen. Natürlich wurden wir gleich mit eingeladen, was wir auch nicht ablehnten. Hätten wir es getan, wäre Sarah Goldwyn bis in alle Zukunft beleidigt gewesen.

Ich bedankte mich bei Shao für das Essen, und danach machten wir uns auf den Weg ...

Lady Sarah, die Horror-Oma, hatte an unseren Gesichtern erkannt, dass uns nicht der Sinn nach lockeren Scherzen stand. Ich hatte zwar auf Fragen Antworten gegeben, sie aber recht allgemein gehalten. Auf das eigentliche Thema kamen wir erst beim Frühstück, zu sprechen.

Jane war natürlich gespannt. Sie sah schick aus in ihrem maisgelben Pullover und der weichen lindgrünen Wildlederhose.

Den Namen Barnabas Barker hatte sie ebenfalls noch nie gehört und schüttelte einige Male den Kopf, als ich sie in

unseren Verdacht einweihte.

»Es gibt keine Beweise, Jane, aber genau die könntest du uns besorgen, wenn du willst.«

Sie tupfte etwas Konfitüre von ihrem linken Mundwinkel weg. »Will ich das denn?«

»Es wäre wünschenswert.«

Sarah meldete sich. »Nun tu nicht so, Jane. Keine Ziererei. Wäre ich jünger, würde ich dich sogar unterstützen.«

»Lieber nicht«, sagte ich schnell. »Wir haben schon genug Ärger mit dir gehabt.«

»Schäm dich, John, so mit einer Frau umzugehen, die deine Mutter sein könnte.«

»Gerade deshalb habe ich Angst um dich.«

Jane Collins kam wieder auf das Thema zu sprechen. »Glaubst du denn, dass es so einfach sein wird, einen Termin bei Barker zu bekommen? Ich habe da meine Bedenken. Wenn er ein so bekannter Psychologe ist, dann fürchte ich, dass er ausgebucht ist.«

»Es gibt Notfälle«, sagte ich.

»Und welche?«

»Sag ihm, dass du dicht vor dem Durchdrehen stehst. Oder mach das schon in seinem Vorzimmer klar, das er sicherlich haben wird.«

Jane wiegte den Kopf, lehnte allerdings nicht ab und fragte: »Wo finde ich diesen Wunderknaben denn?«

»In Chelsea.«

»Gute Adresse.«

»Ja, die kann er sich leisten.«

»Wo genau?«

»Am Cheyne Walk.«

Jane überlegte kurz. »Das war doch mal eine berühmte Straße, wenn ich mich nicht irre. Alte Häuser, in denen Künstler lebten und arbeiteten.«

»Ist sie auch heute noch. Nur führt der Verkehr über sie. Aber

die Häuser gibt es. Und die Plaketten ebenfalls an den Häusern. Sie weisen darauf hin, welche Künstler dort gelebt haben.«

»Ich bin einverstanden.«

»Das dachten wir uns.«

Sie blitzte mich an. »Und wann geht es los?«

»Sofort. Falls du nichts dagegen hast.«

Jane lehnte sich zurück und reckte sich. »Nein, habe ich nicht. Denn im Moment bin ich arbeitslos.«

»Jetzt nicht mehr«, sagte ich.

Sie stand auf. Wir alle erhoben uns, selbst die Horror-Oma machte keine Ausnahme, aber sie schüttelte einige Male den Kopf, und auf ihrem Gesicht malte sich Sorge ab.

»Hast du was?«, flüsterte ich ihr ins Ohr.

»Ja, mein Sohn. Ich mache mir Sorgen. Du hast ja einiges erzählt. Wenn ich alles richtig verstanden habe, dann ist dieser Barnabas Barker beileibe nicht zu unterschätzen.«

»Das weiß auch Jane.«

»Ich hoffe es für sie ...«

Wir hatten Cheyne Walk erreicht, der parallel zur Themse führte. Wer in den oberen Etagen der Häuser wohnte und über die Bäume hinwegschauen konnte, hatte einen wunderbaren Blick auf den Fluss, ansonsten versperrte ihm das Grün die Sicht.

Wir waren mit dem Rover gefahren und beteten, dass wir einen Parkplatz bekamen, wobei wir tatsächlich das Glück hatten, eine leere Fläche zu finden.

Der Rover passte hinein, obwohl er mit seiner vorderen Stoßstange beinahe einen Laternenpfahl touchierte, der einer Lampe nachgebaut worden war, die man im vorvorletzten Jahrhundert überall in London als Gaslaternen aufgestellt hatte.

In der Tat konnte man das Gefühl haben, in der Zeit zurück-

versetzt zu sein. Die alten Häuser waren noch vorhanden, und man hatte sich auch um die Renovierung gekümmert. So unterschiedlich die Fassaden auch waren, so unterschiedlich hatte man sie angestrichen. Manche boten eine weiße, fast blendende Farbe, andere wiederum erstrahlten in einem satten Gelb oder einem weichen Rot.

Auf manchen Dächern sahen die Kamine wie Kunstwerke aus, und die unterschiedlich hohen Dachgauben hatten ihren eigenen Reiz. Hinzu kamen die Plastiken, die an verschiedenen Stellen wie auf kleinen Inseln standen und an die Künstler erinnerten, die einmal hier gewohnt hatten. Der Verkehr lief trotzdem, und so war es nicht mal leicht, über die Straße zu gelangen.

Wir parkten jenseits eines Grünstreifens, den es auch noch gab. Auf dieser Fläche war das Denkmal des Thomas More aufgestellt worden, eines englichen Staatsmannes und Humanisten, der allerdings später entthauptet worden war.

Schräg gegenüber praktizierte Dr. Barnabas Barker. Beim Vorbeifahren hatten wir sein Messingschild an der Hauswand gesehen, in dem sich die Sonne gespiegelt hatte, die in den letzten Minuten eine Wolkenlücke für sich entdeckt hatte.

Das Haus war weiß angestrichen. Es sah so unschuldig aus, und es gehörte zu den schönsten Bauten hier in der Straße. Es konnte neu sein, denn es besaß eine sehr glatte Fassade, aber dafür sehr hohe Fenster, die sich auf zwei Etagen verteilten.

Danach folgte das Dach, und dort hatte jemand ein Penthouse errichtet, das zwischen den anderen Häusern wie eingeklemmt wirkte. Jeder von uns konnte sich vorstellen, dass sich Barker das Penthouse für seine Praxis gebaut hatte. Mit ebenfalls den gleichen Fenstern wie in den unteren Etagen.

»Dann werde ich mal«, sagte Jane.

»Hast du deine Waffe?«

»Immer, John.«

»Viel Glück.«

»Wir geben dir eine halbe Stunde?«, sagte Suko.

Jane, die noch im Fond saß, schüttelte den Kopf. »Nein, lieber etwas mehr. Ich muss mir mein Entree verschaffen, Freunde. Das kann schon dauern.«

Wir wollten alles genau wissen, deshalb fragte ich. »Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«

Da ich mich gedreht hatte, konnte sie mich anlächeln. »Nein, John, das habe ich nicht. Es kommt auf die Gelegenheit an. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

»Okay, dann viel Glück.«

»Geht klar.«

Es war ein Risiko, das wurde uns wieder mal bewusst. Aber Jane war keine normale Frau. Sie war eine Detektivin, die durch zahlreiche Höllen gegangen war und sogar schon auf der Seite des Teufels gestanden hatte, doch sie hatte den Weg wieder zu uns zurückgefunden. Nur sehr winzige Hexenkräfte steckten noch in ihr, die sie in Stresslagen allerdings auch verstärken konnte.

Wir schauten ihr nach, als sie über die Straße ging.

»Soll ich dich fragen, wie du dich fühlst, John?«

»Lieber nicht.«

»Sie wird es packen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht. Du bist nicht dabei gewesen, als mich dieser Polizist angegriffen hat. Ich habe noch in seine Augen sehen können und habe mich erschreckt. Da war so ein Fanatismus und gleichzeitig eine Leere zu sehen, dass einem schon Angst und Bange werden konnte. Ich kenne ihn nicht persönlich, Suko, nur vom Bildschirm her, aber ich weiß, dass dieser Mensch verdammt gefährlich ist...«

Jane Collins blieb so ruhig wie möglich. Sie wollte beim

Überqueren der Straße keinen Verdacht erregen. Es konnte durchaus sein, dass Barker an einem seiner Fenster stand und nach unten schaute. Das Grün der Bäume deckte eben nicht alles ab, ein Teil der Fahrbahn war schon zu sehen.

Jane fand die Eingangstür in der Mitte des Hauses, als wollte sie das Gebäude dort in zwei gleiche Hälften teilen. In der Nähe des Eingangs hatte Jane auch das Messingschild gesehen, vor dem sie jetzt stehen blieb.

Dort war der Name des Psychologen eingraviert und auch, wo er zu finden war: in dem mit hohen Fenstern bestückten Penthouse.

Es gab eine Klingel, die nur einen Kontakt zu seiner Praxis vermittelte. Jane sah sie über dem Schild, drückte sie, und neben ihr erklang ein Summen. Das Geräusch deutete an, dass sie die Haustür öffnen konnte, was sie auch tat.

Jane betrat einen sehr großen Flur, der sicherlich noch aus alter Zeit stammte, denn die Steine sahen so aus, mit denen der Boden und die Wände bedeckt waren. Rötlicher Marmor mit grauen Streifen. Eine Treppe führte nach oben, auf der ein dunkelroter Läufer lag. Es gab auch zwei Fahrstühle. Einen für die normalen Hausbewohner, der zweite blieb den Patienten des Dr. Barker vorbehalten.

Auf ihn ging Jane Collins zu, nachdem sie einem Hinweis-pfeil gefolgt war. Die Kabine stand unten. Auf einen leichten Druck gegen einen Sensorknopf öffnete sich die Tür fast lautlos, und Jane betrat das kleine Viereck, das nicht mehr als zwei Personen Platz bot.

Sie fühlte sich nicht eben wohl, als sich die Tür wieder automatisch schloss.

Es gab einen Knopf, den sie betätigen musste. Der zweite war für den Alarm gedacht, den brauchte Jane nicht. Etwas Kaltes rieselte ihren Rücken hinab. Es gab niemand außer ihr in der Kabine. Dennoch konnte sie sich des Gefühls nicht erwehren, beobachtet zu werden. Als sie einen Rundblick startete und

dabei auch nach oben schaute, da fielen ihr die beiden Glasaugen der Kameras auf, die von zwei verschiedenen Ecken nach unten glotzten und alles unter Kontrolle hielten.

Jane Collins versuchte, sich so normal wie möglich zu geben, aber sie fragte sich, weshalb der Psychologe schon bei der Fahrt zu seiner Praxis die Besucher beobachten ließ. Aus reiner Neugierde? Oder war es eine Vorsichtsmaßnahme?

Das konnte beides bedeuten, und Jane Collins versuchte, so unnormal normal zu sein. Sie war nicht locker. Sie gab sich nervös. Sie strich dabei durch ihr blondes Haar, blickte sich auch scheu um. So wie jemand, der plötzlich von Furcht erfasst worden war und sie nicht unter Kontrolle bekam.

Der Lift hielt. Der dabei entstehende Ruck war für Jane kaum zu spüren. Erst als sich die Türen automatisch öffneten, da merkte sie, dass sie das Ziel erreicht hatte.

Sie setzte ihren rechten Fuß nach dem Verlassen der Kabine auf einen lindgrünen Teppichboden, mit dem ein Vorzimmer ausgestattet war, von dem die meisten Ärzte wohl nur träumten. Es lag nicht an der Größe, die hielt sich sogar noch in einem normalen Rahmen, es war vielmehr die Aussicht, die Jane faszinierte, denn der Himmel war inzwischen sehr blau und auch hell geworden.

Nichts wies hier auf die Praxis eines Arztes hin, abgesehen von einer Seitentür, die zu einem Wartezimmer führte, wie auch auf der Tür in einer dezenten Schrift zu lesen war.

Hinter einer halbrunden hellen Holztheke residierte eine Mitarbeiterin des Arztes. Sie sah auch nicht aus wie eine Krankenschwester, eher wie die Mitarbeiterin eines Industriebosses.

Zwei Computer standen auf ihrem Pult. Und in der Lücke dazwischen war die Frau zu sehen, die hier das Sagen hatte. Auch im Sitzen sah sie groß aus. Sie trug ein modernes Kostüm, brombeerfarben, von der Jacke her eng geschnitten, und mit einem V-Ausschnitt versehen. Sie hatte rotes Haar. Ob

die Farbe echt oder gefärbt war, konnte Jane Collins nicht erkennen.

Auf dem Pult stand ein Namensschild. Schwarze Buchstaben auf einem eisgrauen Untergrund.

Jennifer Flannigan.

Jane Collins hatte im Lift bereits etwas geübt. Beim Näherkommen versuchte sie wieder, eine gewisse Unsicherheit in ihre Körperhaltung zu legen und verschonte dabei auch das Gesicht nicht, als sie auf das Pult zuschritt.

Sie wurde genau beobachtet. Auch das geschäftsmäßige Lächeln täuschte sie darüber nicht hinweg. Sie blickte in die graugrünen Augen der Frau, die es nicht für nötig hielt, sich von ihrem Platz zu erheben, sondern einfach nur abwartete. Jane fiel zudem auf, dass sie sehr dezent geschminkt war.

Die Detektivin war auf der Hut. Sie gehörte zu den Personen, die zugleich gut ausgebildet waren, und sie hatte Dank ihres schnellen Blicks auch die kleinen Kameras entdeckt, die in die helle Stuckdecke integriert waren. Sicherlich wurden die Bilder in die Praxisräume des Psychologen übertragen.

Vor dem Pult blieb sie stehen. Sie schloss für einen Moment die Augen, sorgte auch für ein leichtes Schwanken und hielt sich dabei an der Kante des Pults fest.

Jennifer Flannigan blieb sehr freundlich und auch cool.
»Bitte, was kann ich für Sie tun?«

Dumme Pute!, dachte Jane. Reagierst wie eine Verkäuferin, die mir irgendein Produkt verkaufen will.

»Ich ... ich ...« Sie schluckte. Dann holte sie tief Luft. »Ich muss den Doktor sprechen.«

»Ja, das habe ich mir gedacht«, erwiderte die Rothaarige.
»Aber sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Dann tut es mir Leid. Dr. Barker behandelt nur nach vorheriger Anmeldung. Aber ich kann Ihnen gern einen Termin machen, wenn Sie das wünschen, Mrs....«

»Ja, Sie können mir einen Termin machen«, flüsterte Jane der Frau ins Gesicht. Zugleich schlug sie mit der Faust auf den Tisch. »Dieser Termin *wird jetzt* sein!«

Jennifer blieb cool. Sie nickte nur. Dann fragte sie, ohne Jane anzuschauen. »Ihr Name bitte?«

»Jane Collins.«

»Danke.« Sie wandte sich dem rechten Computer zu und drehte ihren gepolsterten Stuhl etwas herum. Sehr flink tippte sie den eben gehörten Namen ein, rollte wieder zurück in ihre alte Lage, bediente den zweiten Computer und rückte dann endlich mit einer Antwort heraus.

»Ich denke, dass es in zehn Tagen klappt, Mrs. Collins. Das ist schon kurz gefasst und ...«

»Zehn Tage?«

»Ja«, erklärte sie lächelnd, »das sagte ich Ihnen doch.«

Jane bedachte sie mit einem kalten Blick und flüsterte: »Ich will nicht in zehn Tagen hierher zurückkehren, sondern ich will jetzt zu Dr. Barker. Haben Sie verstanden?«

»Das habe ich.«

»Und?«

Es wirkte schon wieder überheblich, als sich Jennifer Flannigan ihr Kostüm-Oberteil zurechtzupfte. Sie hob die Augenbrauen an und schüttelte ansatzweise den Kopf. »Nein, Gnädigste, das ist nicht möglich. Und wenn ich das sage, dann bleibt es auch dabei.«

Jane trat einen Schritt zurück. Sie ärgerte sich, und sie brauchte nicht mehr zu spielen. »Ich will zu Doktor Barker!«, flüsterte sie, »und ich werde zu ihm gehen. Ob Ihnen das passt oder nicht, Mrs. Flannigan.« Mit einem Handstreich fegte sie das Namensschild vom Pult weg und schaute zu, wie es zu Boden fiel und dort liegen blieb.

Es war auch für die Flannigan zu viel, die von ihrem Stuhl in die Höhe schnellte.

»Es reicht!«, keifte sie und zog eine Schublade auf.

Jane war zu weit von ihr entfernt, um zu sehen, was darin war.

Jane hatte nicht gehört, dass eine Tür geöffnet wurde, aber sie vernahm eine sonore Männerstimme, in der ein leichtes Erstaunen mitschwang. »Was ist denn hier los?«

Mit einem dumpfen Geräusch schnappte die Lade wieder zu. Aber Jennifer Flannigan blieb weiterhin wie ein Racheengel oder Leibwächter hinter ihrem Arbeitstresen stehen, als wollte sie darauf achten, dass alles friedlich ab lief und zugleich bereit war, sofort einzugreifen, wenn etwas danebenging. Sie schnappte zwei Mal nach Luft, bevor sie sprechen konnte.

»Diese Person hier... diese Person ...«

»Ja, ja, schon gut, Jennifer. Beruhigen Sie sich. Überlassen Sie alles mir.« Dr. Barker schaute sie gar nicht an, denn er konzentrierte sich auf Jane Collins und begann zu lächeln. Dabei ging er auf sie zu und nickte.

Jane tat nichts. Sie schaute ihn nur an. Sie sah in dieses lächelnde Gesicht. Sie sah die blonden Haare mit dem leichten Gelschimmer, die nach hinten gekämmt waren. Die Augen, deren Faszination sich kaum jemand entziehen konnte, der zwingende Blick, der nicht nur das Äußere eines Menschen streifte, sondern sogar bis in seine Seele hineinzudringen schien, als wollte er dort die letzten Winkel ausloten.

Der Arzt war elegant gekleidet. Er trug keinen Kittel. Der dunkle Anzug stand ihm gut. Er hatte einen perfekten Schnitt. Hinzu kam das blütenweiße Hemd, das am Kragen nicht geschlossen war und so den Eindruck der Steifheit erst gar nicht aufkommen ließ.

Eine halbe Schritt länge vor Jane Collins blieb der Mann stehen. Das Lächeln lag weiterhin auf seinen Lippen, als er fragte: »Sie wollten zu mir, Madam?«

Für einen Moment überlegte Jane, ob sie die Rolle weiterspielen sollte. Wenn sie das jetzt nicht tat, war sie unglaublich, dann wurde Jennifer Flannigan misstrauisch und würde hren

Chef warnen können. Deshalb gab Jane sich auch weiterhin erregt. Sie bewegte sich, während sie stand, sie holte auch ein paar Mal Luft, bevor sie nickte und flüsterte: »Ja, ich wollte zu Ihnen, Sir.«

»Gut, dann kommen Sie.«

»Sofort?«

»Ja.«

Jane drehte den Kopf nach links. »Aber Ihre Mitarbeiterin hat eben gesagt, dass ich ...«

»Jenifer hat Recht. Aber es gibt gewisse Notsituationen, da muss man über den eigenen Schatten springen. Ich habe mir sehr schnell ein Bild von Ihnen machen können und bin davon überzeugt, dass es wichtig ist, wenn wir miteinander reden.«

»Danke, Sir.«

Die Tür zu Barkers Zimmer stand noch offen. »Bitte, Madam, wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Ja, natürlich«, flüsterte die Detektivin. »Ja, das geht alles in Ordnung.«

Der Arzt ließ sie vorgehen. Als er Jane nicht mehr sah, veränderte sich deren Gesichtsausdruck. Sie schaute so wie immer, die Augen bewegten sich, und sie erkannte hinter der offenen Tür, die gepolstert war, um den Schall abzuhalten einen großen, aber auch angenehm wohnlichen Raum, der mit dem normalen Sprechzimmer eines Arztes nicht zu vergleichen war, denn dort gab es nichts klinisch Helles. Umgebung und Einrichtung waren in angenehm warmen Farben und Tönen gehalten worden. Einzig und allein der Computer störte das Bild, aber dieses Gerät musste wohl sein, damit der Arzt rasch an die Informationen seiner Patienten herankam.

An der rechten Seite sah Jane die großen Fenster. Von dort aus konnte sie hinunter bis auf die Straße schauen, aber auch über sie hinweg und dabei den Fluss beobachten, dessen graue Wasser träge durch das breite Bett geschoben wurden.

Die Schritte des Arztes waren nicht zu hören. Seine eleganten

Slipper verschwanden fast im Floor des dicken Teppichs, und Jane Collins hörte nur, wie er hinter ihr die Tür schloss. Sie setzte sich in Bewegung und blieb vor den hohen Fenstern stehen, deren untere Schmalseite fast bis zum Boden reichten.

Ja, sie konnte den Rover ihrer beiden Freunde sehen, und das gab ihr ein gewisses Gefühl der Beruhigung, »Gefällt Ihnen der Ausblick?« »Ja, er ist wunderschön.« »Das sagen viele meiner Gäste.« »Gäste?« Jane drehte sich und schüttelte leicht den Kopf. »Wieso sagen Sie Gäste?«

»Ich mag den Begriff Patienten nicht. Das nur zur Einführung.« Wieder lächelte er Jane an und streckte ihr die Hand entgegen. »Ich bin Dr. Barnabas Barker.«

Jane legte ihre Hand in die seine. Sie spürte den festen Druck, aber auch die Kühle, und sie stellte fest, dass der Arzt in seiner Handfläche nicht transpirierte.

»Jane Collins ist mein Name.« Er nickte ihr zu wie einer alten Bekannten. So, als hätte er ihn schon des Öfteren gehört. Dann ließ er ihre Hand los und deutete auf eine Sitzgruppe in der Ecke. Das Leder zeigte ein weiches Orange, und der Glastisch war so gut wie unsichtbar.

»Bitte, wir sollten uns setzen, Jane. So darf ich Sie doch nennen, oder nicht?«

»Ja, ja.« Sie nickte heftig. »Das ist gut.«

Als Jane sich gesetzt hatte und von dem weichen Leder beinahe umschlungen wurde, erkundigte sich der Arzt, ob er ihr etwas zu trinken anbieten könnte.

»Wenn Sie haben, dann Wasser.« »Ich habe alles, was Sie möchten, Jane«, antwortete er etwas zweideutig.

»Danke.«

In der Nähe war die Wand holzgetäfelt. Auch dort, wo der halbrunde Schreibtisch des Arztes stand. Nur die Seite mit den Fenstern war von Holz frei. Es herrschte eine tiefe Ruhe, die einem Patienten wirklich gut tun konnte, und auch Jane fühlte sich recht wohl. Sie blickte sich in aller Ruhe um, nahm.

Einzelheiten auf und sah auch, dass auf dem Schreibtisch nicht nur der Computer stand, sondern noch ein zweiter Monitor, auf dem sicherlich keine Infos auf dem Computer zu sehen waren, eher die Bilder, die von den Kameras übertragen wurden, damit der Arzt sehen konnte, welcher Patient ihn besuchte und er sich im Voraus schon seine Gedanken machte.

Dr. Barker öffnete einen Wandschrank. Er war von innen gekühlt. Aus ihm entnahm er eine Flasche Wasser mit zwei Kristallgläsern. Er stellte alles auf ein Tablett und brachte es zu Jane Collins, die zwar weich saß, trotzdem aber eine steife Haltung angenommen und ihre Hände flach auf die Oberschenkel der Wildlederhose gelegt hatte.

Sie hörte und schaute zu, wie der Arzt das Wasser in die beiden Gläser laufen ließ. Eines reichte er Jane, das andere behielt er selbst. »Trinken wir auf Sie, Jane.« »Danke, danke«, flüsterte sie und räusperte sich. »Sie sind sehr nett, Doktor.«

»Bitte, sagen Sie das nicht. Ich mache mir eben Sorgen. Ich bin kein normaler Arzt.« Er trank den ersten Schluck und sprach dann weiter. »Die Menschen, die zu mir kommen, leiden nicht unter körperlichen Gebrechen und Problemen, sondern unter seelischen. Und die können oft viel schlimmer sein, auch wenn das viele Menschen noch immer nicht wahrhaben wollen. Ich aber habe es mir zur Aufgabe gemacht, den Menschen zu helfen, die eben Risse in der Seele haben und manchmal nicht mehr wissen, wie es noch weitergehen soll.«

Jane nickte. »Das haben Sie sehr gut gesagt. Es hat mir gut getan, Doktor.« Auch sie hatte getrunken und dachte darüber nach, wie sie sich jetzt verhalten sollte.

Wie gut war der Arzt? Es würde ihr nicht leicht fallen, ihn zu täuschen. Sein Blick war forschend, er drang in ihren Kopf hinein. Er war irgendwie dafür geschaffen, bis auf den Grund ihrer Seele zu blicken, und so gab sie selbst zu, dass es ihr immer schwerer fallen würde, diesen Mann zu täuschen und ihm etwas vorzuspielen, was überhaupt nicht vorhanden war.

Barker räusperte sich und hielt dabei seine Hand vor den Mund. »Ich denke, dass Sie sich soweit gesammelt haben, um mir den Grund Ihres Kommens zu erklären.« »Das ist wahr.« »Ich höre, Jane.«

Sie hob den Blick. »Wie viel Zeit habe ich denn?«

»Ich bitte Sie«, erklärte er fast leutselig. »Das spielt bei mir keine Rolle. Ich nehme mir für jeden Patienten die Zeit, die er braucht, damit es ihm besser geht. Da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, Jane. Deshalb reden Sie.«

»Danke, dass Sie es so sehen, Doktor.« Jane feuchtete ihre Lippen an und räusperte sich. »Das Problem quält mich schon seit längerem. Ich hatte erst gedacht, dass ich allein damit fertig werden könnte, aber das habe ich nicht geschafft. Ich kam damit nicht zurecht. Es wurde schlimmer und schlimmer. Es beeinflusste mein Leben, Doktor. Es war immer vorhanden und trieb mich ...«

»Pardon, wenn ich Sie unterbreche, Jane. Ich tue es nicht gern, aber diesmal muss ich Sie etwas fragen.«

»Natürlich.«

»Was genau bedrückt Sie und macht Ihnen eine so große Angst, dass Sie kein normales Leben führen können.«

»Träume, Doktor, Träume ...«

»Oh.«

»Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Ich habe gehört, ich habe auch gelesen, dass Sie derjenige sind, der sich damit beschäftigt. Sie sind der Experte und ...«

»Waren es Albträume?«

»Und wie!«, flüsterte Jane.

»Außerdem haben Sie von mir gehört?«

»Ja, ja, Sie sind bekannt...«

»Es geht. Wer erzählte denn etwas über mich?« Er lächelte und hob etwas verlegen die Schultern.

Jane musste jetzt ein Name einfallen, und sie war froh, dass sie von ihren Freunden in den Fall eingeweiht worden war.

Deshalb sagte sie mit halblauter Stimme: »Cora Atkins ...«

Dr. Barker schwieg. Jane kannte den Grund nicht. Sie wusste nicht, ob er überrascht oder verärgert war, jedenfalls hatte er sich in der Gewalt und gab mit keiner Reaktion zu verstehen, ob ihn diese Aussage getroffen hatte.

»Bitte, Doktor, warum sagen Sie nichts? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, nein, das ist schon richtig.«

»Dann kennen Sie Cora?«

»Ja, sie ist meine Patientin.«

Raffiniert, dachte Jane. Er hat *ist* und nicht *war* gesagt. Sie beobachtete ihn weiter und wollte eine erneute Frage stellen, als er zuvorkam.

»Was sind Sie von Beruf, Jane?«

»Ich bin selbständig.«

»Aha. Auf welchem Gebiet?«

Jane hatte die Frage erwartet, und deshalb fiel ihr die Antwort auch leicht, die sie sich schon längst zurechtgelegt hatte. »Ich bin so etwas wie eine Vermittlerin für Menschen, die keine Zeit haben, sich Kleidung zu kaufen, umzuziehen, eine Wohnung zu finden, sie einzurichten. Ich berate sie dann, sorge für die entsprechenden Kontakte und nehme ihnen so einiges an Arbeit und Sucherei ab.«

»Interessant.«

Jane lächelte etwas verkrampt. »Das schon, aber auch sehr stressig.«

Dr. Barker beugte sich leicht vor. »Und jetzt nehmen Sie an, dass daher ihre Träume kommen?«

»Ja. Oder nicht?«

»Das müssen wir herausfinden.« Dr. Barker lehnte sich wieder zurück. »Aber wie Sie sich sicherlich denken können, hat jeder Mensch zwei Leben. Ein berufliches und ein privates.«

»Natürlich.«

»Sehr gut.« Er setzte sich und sagte: »Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Für mich hat jeder Mensch auch zwei Existenzen, Jane, verstehen Sie?«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. »Im Augenblick, ehrlich gesagt, nicht. Was meinen Sie genau damit?«

»Nun ja. Er lebt auf zwei Ebenen. Auf der sichtbaren und auf der unsichtbaren.«

Jane deutete ein Nicken an. »Die sichtbare kenne ich. Aber welches ist die unsichtbare?«

»Damit wären wir bei Ihren Träumen.«

»Meinen Sie?«

Barker musste lachen. »Natürlich. Die Träume gehören zu uns. Sie sind die zweite Existenz.«

»Aber das ist ja schrecklich.« Jane hob die Hände und legte sie gegen ihre Wangen. »Ich frage mich, wie man damit fertig werden soll. Ich weiß es nicht. Ich ... ich ... meine, dass man versuchen muss, die zweite Existenz zu unterdrücken. Aber wenn sie zu einem Menschen gehört, dann ist das schwer.«

»Da gebe ich Ihnen Recht.«

»Und was kann man da tun?«

»Deshalb sind Sie doch zu mir gekommen, Jane. Sie kamen, weil Sie Hilfe brauchen, und die möchte ich Ihnen geben. Ich will Sie praktisch von Ihrer zweiten Existenz befreien. Das heißt, ich nehme Ihnen die Albträume.«

Jane nickte und schluckte zugleich. Ihre Hände sanken wieder nach unten. »Es ist wirklich beeindruckend, Doktor, wie Sie das gesagt haben. In der Tat sehr ungewöhnlich. Ich ... fühle mich sogar wieder besser.«

Barker zerstörte Janes gespielten Optimismus. »Das ist am Anfang immer so, aber glauben Sie mir, der Mensch besitzt zwei Existenzen. Die meisten wissen nur nichts davon.«

»Sie also auch?«

»Ja, natürlich.«

Jane schwieg. Sie schwieg solange, bis der Arzt leise lachen

musste. »Es scheint, als glaubten Sie mir nicht.«

Sie hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Zumindest fällt es mir schwer, wenn ich ehrlich sein soll.«

Barker runzelte die Stirn. »Wenn ich Sie richtig betrachte, sind Sie eine Frau, die mit beiden Beinen fest im Leben steht.«

»Das stimmt.«

»Und jemand wie Sie braucht Beweise.«

»Richtig. Dafür bin ich immer. Aber es wird wohl nicht leicht sein, Beweise für Ihre Theorie zu ...«

Dr. Barker unterbrach mit weicher Stimme. »Pardon, aber ich denke, dass ich die Beweise antreten kann. Abgesehen davon, dass Sie unter Ihrer zweiten Existenz leiden, ist es mir wohl möglich, Sie mit meiner zweiten Existenz bekannt zu machen.«

Jane war einige Sekunden still.

»Nein, das kann ich nicht glauben. Nicht wirklich.«

»Doch, Jane, Sie können sie sehen. Sie werden damit konfrontiert. So frei bin ich.«

Die Detektivin saß nicht mehr still. »Ja, ja, wie wollen Sie das denn machen? Und meinen Sie, dass es etwas hilft bei mir?«

»Ich denke schon, Jane. Sie werden erkennen, dass Sie nicht allein mit Ihren Problemen sind.« Er stand aus seinem Sessel auf. »Wenn Sie mich begleiten würden ...«

»Jetzt?«

»Natürlich.«

»Gut, gern ...«

Jane hatte bei der letzten Antwort gelogen. So gern ging sie nicht mit. In ihrem Innern war eine Alarmsirene angeschlagen. Es war bisher alles so unnatürlich glatt gelaufen. Dieser Psychologe hatte ihr einfach alles abgenommen, ohne groß zu hinterfragen. Sie beschloss, noch stärker auf der Hut zu sein.

Dr. Barker schaute sich um, ob Jane ihm auch folgte. Als dies der Fall war, ging er weiter. Das Ziel war wieder die mit Holz getäfelte Wand. Sie war so etwas wie eine Schatzkammer der Geheimnisse, und wieder öffnete der Mann eine Tür.

Dahinter lag keine Bar, sondern ein Raum. Ein Zimmer und so etwas Ähnliches wie ein Bad, dessen Wände schwarz gekachelt waren, aber in der Mitte der gegenüberliegenden Seite eine Fläche frei ließen.

Der Arzt stand an der Tür. Er ließ Jane Collins den Vortritt, die den Raum mit einem unguten Gefühl betrat. Und dieses Gefühl steigerte sich noch, als Barker die Tür hinter ihr schloss.

»Hier erkennt der Mensch seine zweite Gestalt.« Er war nahe an sie herangetreten und hatte die Worte in ihr rechtes Ohr geflüstert. »Das ist sehr wichtig.«

»Was meinen Sie denn?«

»Schauen Sie in den Spiegel.«

Jane kam der Aufforderung nach. Ihr war plötzlich nicht mehr gut. Jetzt fühlte sie sich wie in einem Gefängnis, aber sie spielte noch immer die Frau, die mit ihren Problemen nicht zurechtkam.

Sie schaute in den Spiegel.

Sie sah sich.

Aber sie sah auch Barker.

Er stand neben und zugleich etwas hinter ihr. Und er war dabei, sich zu verändern...

Die Detektivin konnte es nicht fassen. Schlagartig hatte sie das Gefühl, sich in einem Horrorfilm zu befinden, in dem jemand seine Maske abzog, um sein normales Gesicht zu zeigen.

Aber hier zog niemand die Maske ab. Das normale Gesicht des Dr. Barnabas Barker verschwand und schuf dem Platz, was er als sein zweites Gesicht bezeichnet hatte oder auch als seine zweite Existenz.

Auf dem Körper saß zwar noch ein Kopf, aber er bestand aus

einer grauen staubigen Fratze. Ein Gesicht wie aus pudrigem weißen Gestein. Leere Augenhöhlen, eine leere Mundhöhle, aber eine klobige Nase, die tatsächlich wie ein Erker hervorstand.

Jane rührte sich nicht von der Stelle. Sie sah das Bild, aber sie wollte es noch immer nicht fassen, und sie merkte, wie ein Schauer über ihren Körper rann.

Das brüchige Gesicht hätte auch einer Gestalt gehören können, die lange in einer Gruft gelegen hatte. Es fehlten nur noch die Spinnweben in den leeren Augenhöhlen.

Das Gesicht im Spiegel bewegte sich nicht. Es gehörte zu einem Körper, aber der sah völlig normal aus. Bedeckt von einem weißen Hemd und einem schwarzen Anzug. So genau war auch Dr. Barker angezogen.

Er stand hinter Jane. Sie wurde auch nicht von ihm berührt, aber sie hatte das Gefühl, dass ein gewaltiger Druck auf ihrem Körper lag, der sie irgendwann zusammenbrechen ließ.

Sie hörte nichts, keinen Atem, und das Gesicht im Spiegel bewegte sich nicht. Es war so klar, dass sie sogar die Risse darin sah, aber trotzdem fiel es nicht auseinander. Sie schaute in die beiden Augenhöhlen und entdeckte darin eine Schwärze, die so dicht war, dass ihr schauderte.

So also sah Barkers zweite Existenz aus.

Jane Collins riss sich zusammen. Sie hämmerte sich ein, nur keine zu große Angst zu zeigen. Sie erreichte auch einen Erfolg, denn sie wunderte sich darüber, dass sie sich noch immer normal bewegen konnte, und das setzte sie in die Tat um.

Sie fürchtete sich davor, den Arzt direkt anzuschauen, aber da musste sie durch.

Die Drehung war geschafft!

Dr. Barnabas Barker stand vor ihr. Er schaute sie an. Und er sah so aus wie immer. Keine Veränderung. Der Blick seiner Augen, das glatte normale Gesicht, und natürlich das Lächeln

auf seinen Lippen, das für Jane allerdings eine andere Funktion bekommen hatte.

Es war wissend, sodass ihr der Gedanke kam, dass sie von Dr. Barker durchschaut worden war ...

Ende des ersten Teils